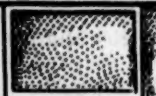
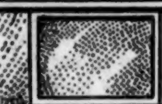
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 23. Oktober 1912. No. 43.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Nun danket alle Gott!

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch bis jetzt getan.

Der ewigreiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not
Erlösen hier und dort.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Stete Erquickung.

Eine Quelle sonnenklar
Spendet rein und wunderbar
Wasser ewgen Lebens.
Wer am Ufer niedersinkt
Und aus ihrer Fülle trinkt,
Tut es nicht vergebens.

Weißt du, wo die Quelle rauscht? —
Wo man Gottes Worte lauscht,
Schmeckt man ihre Labe.
Herr, erfüll uns Herz und Sinn.
Führ uns zu der Quelle hin,
Schenk uns diese Gabe! M. U.

Wer ist weise?

Eph. 5, 15—21.

Wenn eines der Unsrigen eine Reise antritt, auf der manche Gefahren drohen, so geben wir ihm die Mahnung mit auf den Weg: „Sei vorsichtig, daß du nicht Schaden leidest und das Ziel verfehlst." Auch im Christenleben geht es durch Versuchungen und Anfechtungen; wer nicht mit klarem Blick, verständigem Sinn und gewissenhaftem Ernst voraus schreitet, kann leicht zu Fall kommen oder die Richtung verlieren. Deswegen ermahnt der Apostel seine Epheser, vorsichtig zu wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen; er sagt ihnen aber auch, worauf sie bei einem vorsichtigen Wandel vor allem ihr Augenmerk zu richten haben. Ist das nicht das rechte Wort für unsere Zeit, in der sich viele besonderer Weisheit und Erkenntnis in Glaubenssachen rühmen und sich den suchenden Seelen als Führer anbieten? Wie notwendig ist es hier, darüber Klarheit zu erlangen: Wer ist weise? Welchen Weg muß ich einschlagen, wenn ich mich als Kind der wahren Weisheit bewähren soll? Unsere Epistel gibt eine Antwort, die aller Beherzigung wert ist.

Wer sich viel Wissen erworben hat, der gilt in der Welt als ein gelehrter Mann, und wer es versteht, zielbewußt seine Pläne mit den besten Mitteln durchzuführen, den nennt man weise. Was nützt aber alle menschliche Wissenschaft und Klugheit, wenn das irdische Glück zusammenbricht, das Gewissen erwacht und der Gedanke an Tod und Ewigkeit dasHerz erzittern macht? Darum bedenke wohl, was Paulus sagt: Wahrhaft weise ist, wer den Weg erkennt, den wir als Christen gehen müssen. Wir glauben an einen Gott und Heiland, dem wir angehören, an ein himmlisches Vaterhaus, wo uns eine Stätte bereitet ist. Diesen Gott fürchten und lieben, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand. Ist uns das zum Bewußtsein gekommen, so muß unser ganzes Leben beherrscht sein von der Frage: Was ist des Herrn Wille? Im allgemeinen ist das nicht so schwer zu erkennen. Unser Gewissen sagt es uns und Gottes Wort bezeugt es, was gut ist, und was der Herr von uns fordert. Aber im einzelnen Fall mit seinen manchmal verwickelten Verhältnissen muß auch ein Kind Gottes oft ernstlich forschen und ringen, bis es ihm klar geworden ist, was Gott, der Herr gerade jetzt von ihm verlangt. Wie vieles gibt es nicht, was uns den Blick trüben und das Urteil verwirren will! „Es ist böse Zeit." klagen die Frommen von jeher, weil in dieser Welt der Geist der Sünde und des Unglaubens sich mächtig regt, um die Herzen von ihrem Gott abzuziehen. Um so mehr gilt es: „Schicket euch in die Zeit," d. h. kaufet die Zeit aus! Benützet jede Gelegenheit, die sich euch bietet, den inneren Menschen zu stärken, den Glauben zu bezeugen, Liebe zu üben und Gottes Reich zu bauen. Was wir heute tun können, soll nicht auf morgen verschoben werden. Wer weiß, ob dir morgen noch die gleiche Möglichkeit gegeben ist! Das ist die Weisheit, die der Apostel empfiehlt. Sie vergißt vor allem auch das nicht, daß selbst ein redlicher Christ noch vor den Begierden des Fleisches auf der Hut sein muß. Plötzlich brechen sie in einem unbewachten Augenblick hervor u. bringen dich, ehe du es versiehst, zu Fall. Daher die Warnung an die Epheser: „Saufet euch nicht voll Weins!" Sie hatten einen guten Anfang gemacht und doch werden sie auf diese Gefahr hingewiesen, der schon so manche erlegen sind, die einst fein in den Schranken liefen. Wer da steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle!

Auf diesem Weg der Weisheit werden wir um so sicherer beharren, je mehr wir dessen eingedenk sind, wozu wir berufen sind. Es ist Torheit, in den Tag hinein zu leben, ohne sich darauf zu besinnen, was nach Gottes Willen aus uns werden soll. Weise aber, wahrhaft weise ist, wer das Ziel stets im Auge behält, dem er nachstreben soll. Der große Haufe sucht seine Befriedigung im Bereiche des irdischen Daseins. Den Christen dagegen zeigt unsere Epistel das hohe Ziel, das ihnen gesteckt ist, mit den drei inhaltsvollen Worten: „Werdet voll Geistes!" Der Geist Gottes, den der Schöpfer am Anfang in die menschliche Natur gelegt hat, ist durch das Fleisch in seiner Entfaltung gehemmt. Der göttliche Funke ist bei dem Irdischgesinnten oft fast erstickt und kann nicht zur hellen, heiligenden Flamme werden. Sollen wir von den Banden der Sünde frei werden, so tut uns eine neue Geistesmitteilung not. Gott hat sie verheißen, und als die Zeit erfüllt war, sandte Er seinen heiligen Geist. Hast du dich in bußfertigem Glauben deinem Gott und Heiland zugewendet, so hast du den Anfang dieser göttlichen Gabe empfangen. Aber das neue Leben muß in dir wachsen und erstarken. Es genügt nicht, daß der Geist dich hie und da einmal berühre und dich aufwecke, nein, du sollst voll Geistes werden, so daß die Triebe und Neigungen deiner alten, fleischlichen Natur Schritt für Schritt überwunden werden. Räume hinweg, was den Geisteszufluß von oben hindert; laß dein Denken, Fühlen und Wollen immer völliger von dem heiligen Geist leiten und durchdringen. Und weil du in eigener Kraft ihn nicht herbeizwingen kannst, so werde nicht müde, Gott um Erneuerung und Vermehrung der Gabe seines Geistes zu bitten, damit du erfüllt werdest mit allerlei Gottesfülle.

Wo der Geist des Herrn eingezogen ist und Wohnung gemacht hat, da muß sich auch eine wirksame Kraft offenbaren. Wer in seinem Wandel die Frucht eines neuen Lebens zeigt, der allein ist ein Jünger der göttlichen Weisheit. Wehe denen, die sich dabei beruhigen, den Geist einmal empfangen zu haben, oder sich besonderer Geistesgaben zu rühmen, und doch merkt man in ihrem Tun und Lassen, nichts,daß sie in der Zucht des H. Geistes stehen!Sie werden zuschanden am Tage des Gerichts, welcher den wahren Wert des Menschen ans Licht bringt. Willst du also zu denen gehören, die wahrhaft weise sind, so muß es dir ein ernstes Anliegen sein, daß dein ganzes Leben in Wort und Tat vom Geiste Gottes regiert und geheiligt werde. Bedenke, was du Gott verdankst, was er nach Leib und Seele an dir getan hat. Die Erkenntnis der göttlichen Gnadenerweisungen erinnert uns an die Pflicht: „Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi." Wo Christen beisammen sind, denen das Verständnis dafür aufgegangen ist, da verbringt man die kostbare Zeit nicht mit unnützem Geschwätz und leerem Zeitvertreib, sondern redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern" zur Ehre Gottes und zur Erbauung des Nächsten. Auch in allen irdischen Lebensverhältnissen, in denen wir Gottes Ordnung und Zulassung sehen, sollen Christi Jünger sich als Geistesmenschen beweisen, die von ihrem Meister Demut gelernt haben und der apostolischen Weisung folgen: „Seid einander untertan in der Furcht Gottes." Wo die göttliche Autorität anerkannt wird, gibt man auch den Menschen in jedem Stand und Beruf die Ehre, die ihnen gebührt.

Das heißt: „Weise sein und vorsichtig wandeln! In eigener Kraft vermögen wir's nicht. Darum laß uns anhalten an dem Gebet:

„Diese Weisheit kommt von dir.
Herr, verleihe sie auch mir;
Laß sie mich zu allen Zeiten
Auf den Weg des Friedens leiten!"

S. Ev. S. Bl.

Die kleinen Schuhe.

Ich wohnte einst, erzählt Herr N., einem Wirtshause gegenüber; es hieß „Zum goldenen Fuchs."

Einmal sah ich an einem Winterabend einen Schuhmacherlehrling mit einer Auswahl Kinderschuhe in die Wirtsstube gehen und hörte, wie die Wirtin mit gellender Stimme ihrer Magd zurief, sie solle rasch das Kind bringen. Ich konnte sehen, wie das Kind auf den Schenktisch gebracht wurde, und wie man sich bemühte, ihn trotz seines Schreiens und Widerstrebens ein Paar neue Schuhe anzuprobieren. Endlich paßte ein Paar und nun wurde der verzogene Liebling von der glücklichen Mutter in die Höhe gehoben, und der Vater mußte kommen und die neuen Schuhe bewundern.

Gerade in dem Augenblick trat ein großer, ärmlich gekleideter Mann an den Schenktisch und sah, wie das Kind seine

Füßchen mit den neuen Schuhen ausstreckte. Draußen an der Türe und in der Kälte stand sein zerlumptes Weib mit einem Kinde im Arm und schaute, wenn sie sich unbemerkt glaubte, durchs Fenster in die Wirtsstube. Gar manchen Abend hatte ich sie so stehen und auf ihren Mann warten sehen.

Dieser betrachtete einen Augenblick das Kind des Wirtes, das seine neuen Schuhe zeigte, dann stürzte der Mann plötzlich auf die Tür zu und rannte hinaus. „Was, Köbi, du gehst schon?“ schrie ihm die Wirtin nach. Aber Jakob war schon draußen; er hatte den Hut tief über die Augen gezogen und trat auf seine Frau zu, die ihm mit ihrem Kinde im Arm ängstlich auswich. Aber etwas in seinem Gesicht schien sie zu beruhigen, und zögernd, jedoch voller Freudigkeit, näherte sie sich ihm. Er nahm das Kind aus ihren müden Armen, das bei seinem Anblick einen kurzen, lauten Angstschrei ausstieß, und als er es in die Höhe hob, sah ich, daß es bloße Füßchen hatte. Es zog sie rasch unter sein dünnes Röckchen, aber der Vater nahm die blauen erfrorenen Füßchen und steckte sie unter seinen Rock an seine Brust. Dann drückte er das Kind fest an sich und ging mit raschem entschlossenem Schritt seiner Wohnung zu.

Einige Monate später fand eine Mäßigkeitsversammlung im Vereinshaus statt; es war eine große Anzahl Arbeiter anwesend, und viele derselben standen auf und bezeugten, wie glücklich sie seien, seit sie sich aller berauschenden Getränke enthalten. Einige erzählten auch ein wenig aus ihrer Lebensgeschichte und wie sie dazu gekommen seien, das Trinken zu lassen. Ein Arbeiter erhob sich und sagte mit erstickter Stimme: „Es waren die kleinen Schuhe, die kleinen Schuhe waren es!“ Die Zuhörer sahen ihn verwundert an, und einige junge Leute fingen an zu kichern. Bei diesem Laut faßte sich der Mann sogleich; er richtete sich auf, und indem seine leuchtenden Augen auf die Versammlung ruhten, sagte er mit eindringlicher, glockenheller Stimme:

„Ja, Freunde, es ist wahr, die kleinen Schuhe waren es. Der Trunk hatte mich zum Unmenschen gemacht. Ich mußte dafür schwer büßen, und das geschah mir recht. Aber ich litt nicht allein, das tut keinMann, der Frau und Kind hat. Die Frau leidet am meisten. Eines Abends im Wirtshaus, als ich schon eines zu viel getrunken hatte, sah ich, wie das Kind des Wirtes seine Schuhe ausstreckte, um seinem Vater die schönen, neuen Schuhe zu zeigen. Das war nichts Besonderes, aber Freunde, keine Faust hätte mir einen solchen Schlag versetzen können, wie es die kleinen Schuhe taten. Sie brachten mich zum Verstand. Was für ein Recht habe ich, andere zu kleiden, wenn die Meinen barfuß gehen? Und draußen auf der Straße stand meine Frau mit dem Kind in der bitter kalten Nacht. Ich nahm ihr die Kleine vom Arm und sah deren erfrorene Füßchen. Ihr Männer, die ihr Väter seid: Hatten mich die Schuhe ins Gewissen getroffen, was taten erst die Füße! Ich drückte sie an die Brust; sie waren eiskalt und durchbohrten mir das Herz. Ja, die kleinen Füße gingen mir mitten durch das Herz und trieben mir durch Gottes Gnade die Selbstsucht hinaus. Ich hatte noch ein wenig Geld in der Tasche. Dafür kaufte ich einen Laib Brot u. ein paar kleine Schuhe. Den ganzen Sonntag aß ich nichts als ein Stück Brot, und am Montag ging ich mit wahrem Feuereifer an die Arbeit. Von dem Tage an habe ich kein Geld mehr im Wirtshaus ausgegeben. Und Gott sei Dank! Ich habe seitdem durch den Glauben an meinen Heiland, der für mich gestorben ist, noch größere Segnungen erfahren als die der Mäßigkeit. Das ist alles, was ich euch sagen wollte. Ihr seht es, die kleinen Schuhe waren es.“

Was wir ohne Bibel wären.

David Burrell („Christus und der Fortschritt“) sagt etwa folgendes: „Wenn die Sonne ausgelöscht wäre, wären wir nicht ganz ohne Licht. Wir hätten immer noch den Schein, der nach der Schöpfung der Welt erschien, als Gott sagte: „Es werde Licht! und ehe er das große Gestirn am Himmel, das den Tag regieren soll, erscheinen ließ. Und warum sollte die Sonne nicht einmal verlöschen? Sie ist so sehr weit von uns in Geheimnis gehüllt, ein runder Ball drüben im Weltenraum, in einer Entfernung von einigen Millionen Meilen und sieht bei uns nicht größer aus als ein eherner Schild oder eine Speiseschüssel, und die Flecken auf ihr kann man mit unbewaffneten Augen sehen. Aber lösche sie und das Funkeln ist vom Diamanten, das Perlen von der Quelle, alle Schönheit ist von der Erde verschwunden. Das Gras ist schlaff und welk, die Vögel haben zu singen aufgehört. Unsere Welt rollt im Schweigen und in der Einsamkeit einer ungebrochenen Dämmerung dahin.

Die Bibel ist unsere Mittagssonne. Die Strahlen ihres Glanzes sind ohne Bedeutung für die, die entweder absichtlich oder gedankenlos es ablehnen, sie auf sich wirken zu lassen. Und doch sind in ihr unergründliche Geheimnisse, Hoffnungen und Offenbarungen, die viel weiter reichen als die Welt, in der wir leben. Aber verbrennt die Bibel oder, was dasselbe ist, laßt die Welt ihr Vertrauen zu ihr einbüßen, und alles, was das Leben lebenswert macht, verläßt uns. Eine sonnenlose Erde ist nur ein schwaches Gleichnis dessen, was eine bibellose Welt ist.

In einer Gesellschaft von Bibelgegnern kam die Rede darauf, was jeder, wenn er zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt würde und ein Buch, aber nur ein einziges, in den Kerker mitnehmen dürfe, in diesem Falle für ein Buch nehmen würde. Der eine nannte dies, der andere jenes, bis endlich einer der letzten antwortete: „Die Bibel!“ Zuerst staunten, lachten und spotteten die andern über seinen Ausspruch; zuletzt gaben sie ihm doch recht.

Die Bibel ist eben das unentbehrlichste Buch. Ein Leben ohne sie: freilich ein Leben ist es auch. Die Heiden leben ja ohne sie. Aber es ist ein sonnen- und freudenloses Dasein.

Gewiß, es vergehen Stunden, zuweilen ganze Tage für manchen ohne daß er ein Wort Gottes liest und hört, erwägt und im Herzen bewegt. In Tagen gehäufter Zerstreuungen, auf Reisen kann das wohl vorkommen. Aber etwa ein Jahr in ein vollkommen heidnisches Haus verbannt sein mit dem Verbot, irgend etwas von dem Wort Gott sagen oder lesen zu dürfen und dabei, vielleicht noch ein Verbot haben, auch daran nur irgend zu denken — welcher Christ, und wäre er noch so oberflächlich, würde das aushalten. Die Bibel ist unsere Sonne, sie ist unentbehrlich. — Wbl.

Wachet und betet.

In der Anstalt von N. war Nachtandacht. Das Amen des Hausvaters war erklungen, und nun sang die kleine Hausgemeinde zum Schlusse noch das schöne Lied: „Mein Schöpfer steh mir bei.“

Ganz hinten in der letzten Bank saß ein Mann in den besten Jahren, dem die dicken Tränen nur immer so beim Singen über die Backen rollten. Sein Geburtstag war, u. er selbst hatte den Schlußgesang dazu — wie das so üblich war — sich ausgewählt und zwar wohl in Gedanken an seine Konfirmation; denn dieses Lied ist im ganzen Nordwesten Deutschlands das übliche Konfirmationslied.

Die Andacht war vorüber und die Teilnehmer suchten ihre Stuben auf. Ermüdet von harter Tagesarbeit hatte der Hausvater sich einen Augenblick in seinem Arbeitszimmer zur kurzen Ruhe hingesetzt. Da klopft es. „Herein!“ — und jener Mann tritt ein, die Spuren der Tränen noch in den Augen. Verlegen bleibt er an der Tür stehen, aber mit freundlicher Miene ruft ihn der Hausvater an seine Seite. „Ach, lieber Herr X. . . . ,“ beginnt jener zögernd, „ich wollte mich man nur bedanken für alles, was Sie an mir getan haben. Ein heller Freudenschein zieht über des Hausvaters Gesicht. Der sich da bedankt, dem die Tränen noch in den Augen schimmern, war ein arger Trunkenbold gewesen. Sie hatten ihn aufgelesen vor der Anstaltstür. Wochenlang hatte er im Delirium gelegen. Ganz allmählich genas er wieder, genas an Leib und Seele, und nun war er hier und bedankte sich mit Freudentränen, daß er durch Gottes Gnade wiederum zu einem ordentlichen Mensch geworden war.

Ein Jahr später. Da geht durch die dämmernden Straßen der Stadt, in der die Anstalt lag, ein Mann. Der schneidende Ostwind treibt ihm die wirbelnden Flocken ins Gesicht. Fester hüllt er sich in seinen Mantel. Vor einem großen, düstern Hause bleibt er stehen. Er zieht einen halbzerrissenen Glockenstrang. Schaurig hallt der Ton der Glocke in dem großen Hause wieder. Eine schmutzige Frau erscheint und fragt mürrisch nach dem Begehr des Fremden. Der flüstert ihr ein paar Worte zu und schweigend winkt sie ihm und geht voran mit dem flackernden Licht. Immer höher — immer höher! Endlich öffnet sie eine kleine Bodenkammer. Ein eisiger Luftstrom weht dem Eintretenden entgegen.

Stumm zeigt die Frau in eine Ecke. Da liegt auf einem Strohsack ein Mann — erfroren, die Brantweinflasche in der erkalteten Hand. Die Tränen kommen dem Hausvater — er ist der Fremde — in die Augen. Mit gefalteten Händen steht er vor der entstellten Leiche. Der da liegt, tot, erfroren mit der Branntweinflasche in der Hand, ist derselbe, der vor einem Jahre mit Freudentränen Gott und ihm gedankt hat für seine Rettung.

Wie das gekommen ist? Wie's oft im Leben geht! Er hat das Gotteswort vergessen: „Wenn dich die bösen Buben lokken, so folge ihnen nicht." Eines Tages ist er mit einem guten Freund aus der Anstalt verschwunden. Die Polizei hat ihn in derselben Nacht sinnlos betrunken aufgelesen und in einem Karren fortgebracht. Tiefer und tiefer ist's wieder hineingegangen in Sünde und Schande. In einer Bodenkammer hat er sein Leben kümmerlich gefristet, nur so viel gearbeitet als absolut notwendig war zum Nötigsten, sonst gebettelt und getrunken! Und das Ende? Verdorben, gestorben! So haben ihn die Leute im Hause gefunden! Auf einem Zettel ist der Name der Anstalt gestanden, in der er bis vor einem Jahre gewesen ist, und da er weitere Verwandten gehabt hat, haben sie zum Hausvater geschickt.

Da steht er nun tieferschüttert, und über seine Lippen kommt's unwillkürlich leise: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Gottes Hilfe bei einer Sturmflut.

Von P. Rennecke.

„Mutter Fretwurst, um unseres Herrgotts willen, machen Sie die Türe auf!" Mutter Clasen, die diesen Ruf ausgestoßen hatte, näherte ihren Mund einem Spalt in den Fensterläden und suchte sich neben dem Geschrei, bei welchem vier Kinderchen ihr halfen, durch Pochen, den Sturm übertönend, bemerkbar zu machen. Endlich hatte die Gefreundte, die fernab in der Küche zu sein schien, etwas von einem Hilferuf vernommen. Die kleine Seitentüre, die in die Schlippe führte, flog, vom Sturm geschlagen, rasselnd an die Wand und die Mutter Clasen mit den Kindern und einem greisen Vater hielten ihren Einzug in das hilfreiche Haus, welches mit ungefähr 40 andern auf einer hohen Düne lag, und zwischen welchen immer schmale, kaum vier Fuß breite Wege, Schlippen genannt, bei Unwetter dem nachbarlichen Verkehr dienten, da es sonst, wenn man vorne vor den Häusern herummüßte, im Sturme nicht möglich sein würde, sich auf den Füßen zu erhalten. So ging es aber von der Schlippe aus in den im Schutze der Häuser gelegenen kleinen Hof, und weiter durch andere Schlippen noch ziemlich erträglich, wenn die Hauptwege fast unpassierbar waren. Und diese Einrichtung war um so segensreicher, da ja die kleinen Hafenstellen an der Ostsee beinahe das ganze Jahr nur von Frauen, Kindern und Greisen gewohnt sind, weil alle kräftigen Männer, wenn sie nicht als Lotsen unter sich abwechselnd die Wache auf dem Leuchtturm zu versehen haben, mit den Kauffartei- oder Kriegsschiffen fortfahren. Die jungen Frauen verstehen daher meist das Fischen ebensogut wie ihre Männer und es ist im Ganzen ein kernfestes, wetterhartes Geschlecht.

Mutter Fretwurst und Mutter Clasen waren von der alten kräftigen Sorte, ohne viel Worte, bedachtsam und hilfreich, wie der beständige Kampf mit dem Wasser und den Stürmen die Menschen zu machen pflegt.

„Mein Haus schwimmt jetzt wohl schon im Wasser," sagte die Clasen ernsthaft und traurig, während sie die vier Kinder in die ihr willig dargereichten Kleidungsstücke der kleinen Fretwurst's steckte, sich selbst des vollständig durchnäßten Ueberzuges entledigte. Auch der Vater bekam von dem, was sich von Männerkleidern noch vorfand und zog sich mit denselben in die Küche zurück.

„Wie ist es nur so schnell gekommen?" frug Mutter Fretwurst.

„Vater sagte schon heute mittag, es ist Nord-Ost, dann haben wir's am Strom am schlimmsten, und ich mußte unsere Trau- und Taufscheine zusammenlegen und die Patenttaler und das Geld, das da war, und die beiden silbernen Löffel von der Hochzeit, und dann haben wir, was wir sonst noch retten wollten, in den Keller verpackt und die Falltür mit Lehm und Dung verklebt und auch verknebelt so gut wir konnten. Als wir noch dabei waren, lief uns das Wasser schon über die Diele in die Stube."

Die Kinder, auf die man nicht achtgehabt, kamen jetzt vom Boden, auf den sie geklettert waren, heruntergepoltert und schrieen: „Wir haben durch die Lucke gesehen, das Wasser kommt jetzt mehr so herum" — und sie gestikulierten mit den stämmigen Armen in der Luft umher.

Der wieder eingetretene alte Mann wurde so bleich, daß die Tochter, die ihn auch wanken sah, ihm schnell zu Hilfe sprang, und erklärte nun in zitternder Hast: „Dann haben wir Nordwind und s'ist aus mit unserm Dorf. Ein paar Stunden Ostwind und dann ein strammer Nordwind, daß kein Tropfen zurück kann, dann ist's zu Ende mit uns, es kommt ja selten vor hier, aber wenns kommt, ist's auch zu Ende für Sie, Frau Gevatterin."

„Sie meinen, es käme eine Sturmflut, wie es seit mehr als hundert Jahren nicht gegeben."

„Sie kommt nicht, sie ist schon da," entgegnete der Alte düster. Dieser Nordost treibt all das Wasser aus der Ostsee ans Land und in den Strom, der Nordwind legt sich davor, daß nichts wieder heraus kann. Ein Südsturm oder ein Südoststurm könnte uns noch retten, aber wenns diese Nacht nach Nordwest umschlägt, daß auch kein Wasser mehr zum Kattegat herauskann, dann ist's ganz vorbei, dann können wir ihm auch nicht mehr davonlaufen.

Die beiden Frauen eilten die Bodentreppe hinauf; es fand sich, wie die Kinder — die ja sehr gehalten sind, auf so etwas zu achten — berichtet hatten, das Wasser war furchtbar im Steigen und ein donnerähnliches Getöse ließ vermuten, daß bereits von den großen Feldsteinen, aus welchen die Molen — Steindämme, welche in die See hineinragen, um die Einfahrt zu erleichtern — bestehen, etliche losgerissen und ein Spielball der Wogen geworden seien.

Ohne viel Klagen, aber mit furchtbarem Ernst und möglichster Schnelligkeit wurden nun auch in dem sonst für so geschützt geltenden Hause der Frau Fretwurst alle Anstalten zur Flucht getroffen und nach fünfzehn Minuten, in denen das fort und fort steigende Wasser das Erdgeschoß des kleinen Hauses schon fast erreicht hatte, eilten die beiden Frauen mit dem Greise und den Kindern bereits durch die Schlippe in den Hof des zunächst hinter dem Fretwurst'schen gelegenen Hauses. Auch hier fand man die Bewohner schon zur Flucht bereit, und je weiter man vordrang, je mehr Menschen gesellten sich zu unserem Häuflein. Aber wohin nun? Wenn man so weiter landein lief, wer sagt einem dann, wie weit man zu laufen habe, um dem anstürmenden Wasser zu entfliehen? Dazu waren alle mehr oder weniger mit ihrer besten Habe beladen, und würden die Alten, die Kinder nicht zurückbleiben? Und wie kann man sich denn bei der Dunkelheit beieinander halten? Man stand ratlos. — — —

Horch, da tönt es wie etwas Herrliches, längst Bekanntes durch das Brausen des Sturmes und der Wogen! War es ein Ruf? — War es ein Musikton?

„Stille!" — „Horcht!" tönts durch den Haufen. — Man hat sich wohl geirrt? — Das Meer wirft mit den Steinen, die sechs bis acht, ja zehn Fuß Durchmesser haben, wie mit Muscheln, das tönt lauter als Donner; aber dazwischen sind's Klagetöne? O, nein! so laut kann keine menschliche Stimme schallen. — Ist es das Geschrei eines sterbenden Tieres? O nein, es scheint fort und fort in gleicher Stärke zu ertönen. Sobald das Gerassel und Gekrach der Steine einen Augenblick schweigt, ist der Ruf wie oben aus der Luft, wieder da.

Der alte Clasen drückt den Arm seiner Tochter: „Ich glaube, das sind unsere Glokken!"

„Unsere Glocken!" schreit die Tochter, und „Unsere Glocken!" — „In die Kirche schallt von Mund zu Munde. Das verlassene Häuflein weiß nun, wohin es fliehen kann.

Und vorwärts geht's von Schlippe zu Schlippe, von Hof zu Hof, durch die hinteren Häuserreihen des kleinen Ortes; überall schließen sich Dorfbewohner an. Der gerade Hauptweg vom Meer aus zur Kirche ist ja nicht zu passieren. Das Gotteshaus ist aber — weil mit auf Sommergäste berechnet — verhältnismäßig groß und ist erst vor einigen Jahren neu und sehr fest erbaut.

Warum läuten die Glocken denn aber nur? Und wird man das Gotteshaus auch offen finden? — — Wenn nun der Küster längst entflohen wäre? — Die Vordersten stoßen einen Freudenruf aus, denn sie se-

hen, daß die Sakristeitür offen ist; jetzt treten sie ein. O die treuen Leute, die diese Kirche zu verwalten haben! Da stehen sie schweißbedeckt, der junge Pfarrer und der alte Küster, und sie haben abwechselnd geläutet, daß ihnen durch die groben Stricke die Haut von den Fingern gerieben ist. Und als sie nun sehen, daß es nicht vergeblich gewesen ist, stehen ihnen die Tränen in den Augen vor inniger Freude.

Die Haupttüre kann des Sturms wegen nicht geöffnet werden, aber durch die kleine Tür strömt es jetzt herein, Frauen, Kinder, Greise, Greisinnen und hie und da das wetterfeste Angesicht des alten Lotsen. Nach alter Gewohnheit läuft jedes in seinen Kirchstand und richtet sich daselbst mit den Kindern ein. Man schöpft wieder Hoffnung, man erquickt sich an dem Mitgebrachten und begrüßt Freunde und Bekannte. Die kleine Tür wird nun auch geschlossen und mit der Haupttür, die ja nach der See zu liegt, möglichst gegen Eindringen von Wasser geschützt. Indessen sind die kleinen Kinder in den Armen ihrer Mütter eingeschlafen und die größeren liegen in und neben den Kirchenstühlen, auch auf den Stufen zum Altar, in sanftem Schlummer. Der Pfarrer gibt dem Kantor, der sich auch eingefunden hat, einen Wink. Ein Präludium erklingt erst leise, und als die Leute aufmerksam geworden sind, lauter und kräftiger. Eine tiefe Wehmut ergreift die Versammelten. Aber jetzt, das sind bekannte Töne, denn der Kantor intoniert: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir — Herr Gott, erhör mein Flehen," und brausend fällt die Gemeinde ein, und für kurze Zeit sind Sturm und Wellen vergessen! Ach, was ist es doch etwas Herrliches, um solch ein Lied in der Not und um ein Gotteshaus. — Man singt bis zum vierten Vers:

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.
So tu Israels rechter Art,
Das aus dem Geist erzeuget ward,
Und seines Gottes harre."

Der Geistliche hält vom Altar aus eine kurze Ansprache über Ps. 23, 4: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich klein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und dein Stab tröstet mich! Sturm und Wogen brausen fort; aber es kommt unter den Worten des Geistlichen ein sanftes stilles Sausen von der Gegenwart des Herrn über die in der Kirche versammelten und geängstigten Leute. Und wie der Segen und das Amen gesprochen ist, da legt sich manch ein altes Haupt zurück in die Banklehne und manch müdes, junges Weib entschlummert auch; der Pfarrer, der Kantor und der Küster und einige alte Lotsen wollen ja abwechselnd die Wache besorgen.

Die Lichter auf dem Kronleuchter, die während der Einordnung der Leute und während des kurzen Gottesdienstes alle gebrannt haben, sind aus Sparsamkeit bis auf ein einziges gelöscht worden. Man kann ja jetzt noch nichts schaffen, also, wer nicht die Wache hat, empfiehlt seine Seele Gott dem Herrn und sucht ein wenig Ruhe; wer kann wissen, was vielleicht noch der morgende Tag bringt, und an das Brausen des Sturmes und der Wellen ist man ja — wenn auch nicht in so furchtbarer Weise wie diesmal — gewöhnt.

Mitternacht ist vorüber; der alte Lotse ist unruhig: Wenn der Wind die gleiche Richtung beibehält, ist man morgen am Tage auch in der Kirche nicht mehr sicher, denn das Hochwasser muß fort und fort zunehmen. Schlägt denn der Wind noch nicht nach Süden um? Der Alte klettert mühsam auf den Turm, um sich beim ersten Tagesschimmer von der Richtung zu unterrichten, die die Wellen nehmen. Er strengt seine alten Augen an; aber Trost sieht er nicht; denn der Wind ist zwar wieder etwas herumgegangen, aber nicht nach Süden, sondern nach Westen, und der Nordwest verhindert das Zurückfließen nach dem Kattegat. Auch plätschert es schon rings um die Kirche her, wie man vom Turm aus sehen kann. Mehrere Tausend Schritt sind's von der Kirche bis zum Meere und sie liegt ziemlich hoch, wie lange wird sie standhalten. — —

Es braust und tobt und die erschöpften Menschenkinder schlafen und schnarchen; weshalb sollte man sie auch mit der neuen Schreckensbotschaft wecken? — Eine Stunde geht dahin, noch eine Stunde. — Dagegen 4 Uhr — geschieht plötzlich ein furchtbarer Schlag an die Haupttür der Kirche; die Frauen fahren auf, die Kinder schreien, die Greise und Greisinnen blicken verstört um sich. Man hat aber keine Zeit zum Besinnen, denn es folgt Schlag auf Schlag, daß das ganze Gotteshaus erdröhnt, und gleichzeitig wird man gewahr, daß kleine Wasserpfützen in der Nähe der Eingangstüren stehen. Man schreit, man ruft unter einander; man weckt, was von den Kindern trotz des Lärms etwa noch nicht erwacht ist, bringt sie auf die Bänke und legt sie auf den Altar als die zunächst zu erreichende Erhöhung. Dazwischen wird fortwährend wie mit Keulen an die große Haupttür geschlagen. Ob da draußen noch Menschen in Lebensgefahr sind? Man kennt sich unter einander und es ist niemand vermißt worden gestern abend. Wenn man auch draußen in Todesgefahr wäre, man kann nicht öffnen, denn das Wasser muß jetzt die halbe Türhöhe erreicht haben. Es ist unmöglich zu öffnen.

Jetzt noch ein schrecklicher Krach: „Herr Jesus, erbarme dich!" ruft der Pfarrer und alles flieht auf ihn und auf den Altar zu, denn ambreit strömt an mehreren Stellen das Wasser durch die eingestoßene Haupttüre. Ein neuer Krach und die starken eichenen Bohlen brechen wie Späne. Das Wasser ergießt sich jetzt ungehindert in die Kirche. Der Geistliche vor dem Altar ist bleich geworden. „Herr, der du gesagt hast: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen, stärke uns den Glauben!'" dringt es wie ein Schrei aus seinem Herzen zum Himmel.

Aber was poltert denn jetzt mit der Strömung durch die Eingangstüre? Sind es Balken von vernichteten Häusern Sind's Särge aus dem entfernt liegenden Friedhof, die die Flut herausgewühlt? — Nein, o nein, ein jauchzender Freudenschrei tönt durch das noch im Halbdunkel liegende Gewölbe, als man die hereindringende Gegenstände erkannt hat, denn — es sind Boote. Derselbe Sturm, der die Kirche unter Wasser gesetzt hat, brachte auch die Hilfe herbei, ja schlug mit Hilfe der Boote die Türe ein, die nicht mehr genügte, das hier versammelte Häuflein vor der Flut zu schützen. Nun ist Rat, ist Hilfe da! Freilich muß man in der Kirche verbleiben, aber man hat gesicherte Plätze in den Booten, die mit der Flut fallen und steigen müssen!

Wie ist das nur so gekommen? Ja, der Herr, der die Winde zu Dienern und seine Diener zu Winden machen kann, der hat es getan, das ist gewiß. Und fragst du noch, lieber Leser, wie konnte denn das gerade so geschehen? Ich will dir noch einen Fingerzeig geben, wie die Winde unzweifelhaft den Befehl ausrichten.

Wie der Sturm losbrach, hatte man auf die Boote nicht acht gehabt; denn dieselben hätten niemand etwas nützen und man hätte sie auch nicht schützen können; die hatte der Nordost an den Ketten und Stricken, mit welchen sie am Rande befestigt waren, gezerrt und gerieben, gestoßen und gerissen; u. dem Mächtigen, der die auf dem Riesendamm von Stein zu Stein gehenden Eisenklammern, die die Dicke eines Kinderarmes haben, zerriß, widerstanden natürlich weder Ketten noch Stricke. Die Boote waren frei, aber nur, um vom Nordwind wieder und immer wieder auf die Sanddünen geworfen zu werden, bis ihnen der Nordwest ein wenig eine andere Richtung gab und sie in den geraden Kirchweg verschlug, der von der einen Seite durch Anlagen begrenzt ist und an dessen anderer Seite die fünffachen Häuserreihen mit Gärten und Bosketten münden, zwischen deren Schlippen hindurch die Strandbewohner auf die Kirche zu geflüchtet waren. So hatte der gefürchtete Nordwest mit seinem Anprall zugleich die Hilfe für die geängstigte kleine Schar gebracht, und die Flucht in die Kirche von treuem, vordenkendem Sinne ihnen angeboten, war ihnen nicht allein ein Trost für den Augenblick, nicht nur eine Ruhe für die Nacht, sondern auch eine wirkliche Hilfe geworden. Denn ehe die Kräfte und Vorräte ganz erschöpft waren, ging der Wind auch nach Süden um, fegte und reinigte die Küste wieder und kam dann auch ausreichende Hilfe aus den umliegenden Orten. In diesem kleinen Dorfe ist durch die Sturmflut von 1872 niemand verunglückt obgleich dasselbe in seinen Baulichkeiten furchtbar mitgenommen war und man von andern Orten gehört hat, daß zu Pferde fliehende Leute auf dem Felde vom Wasser ereilt, niedergerissen wurden und ertrunken sind.

Lieber Leser, du hast vielleicht keine Gelegenheit in eine solche Wassersnot zu kommen, von welcher hier erzählt ist, weil du nicht an der See wohnst; aber steckst du nicht vielleicht manchmal in einer Flut von Sorgen und Kümmernissen und weißt nicht ein noch aus? Wenn du dann die Glocken hörst, die dich zur Kirche rufen, versuche es nur, folge ihnen, und wenn es erst scheint,

als ob sie dir den Trost einer Stunde gewährten, der Trost bringt dir vielleicht einige Stunden Schlaf in der Nacht, und dann bedenke allerwege, daß Gottes Hand nicht verkürzt ist und er dir mitten in deine Drangsal hinein auch eine Rettung senden kann. — D. Friedensbote.

Notwendigkeit der Obrigkeit.

In den Zeiten, da der politische Schwindel den Leuten die Köpfe verrückte, und oft noch sehr viel mehr, hat ein armer Bauersmann und Bienenzüchter einen jungen Staatsbürger auf absonderliche Weise abgefertigt. Denn als jener den Strom oder wenigstens das Wasser seiner Beredsamkeit gerade so recht im besten Flusse hatte, und davon sprach, daß keine Könige und Fürsten nötig wären, sie vielmehr nur Geld und immer nur Geld kosteten, daß Landräte, Regierungen, Oberpräsidenten, Minister, kurz alles, was von regierenden, verfügenden und schreibenden Leuten im Staate existiere, nur Ueberfluß sei und nichts zur Allgemeinen Wohlfahrt beitrage, nur gefüttert werden müsse, und Steuern und Lasten erfordere, die niemand zu bezahlen habe als der arme Bauer; ob das Feld davon trüge, daß ein König im Lande oder ein Landrat im Kreise wäre, oder davon, daß es Dünger und Samen empfangen habe zu seiner Zeit? — Ob wohl bedacht sei, wieviel weniger Abgaben zu bezahlen wären, wenn jeder sich selbst regiere und keine Obrigkeit im Lande sei, die alles verzehre und nichts arbeite, — unterbrach ihn jener: „Nichts für ungut; ich wollte nur sagen, daß du die beiden Bienenkörbe bekommen kannst, die du im vorigen Monat so gerne haben wolltest!" — „Können hernach davon reden." — „Nein jetzt; ich habe nicht Zeit, und von Politik weiß ich nichts, als daß ich meinen König lieb habe und die Liebe zu ihm mir nicht ausschwaten lasse. Willst du die Körbe haben, beide zusammen um einen Gulden?"

„Von Herzen gern, — das ist wohlfeiler Preis; ich nähme gern zwanzig Körbe zu gleicher Taxe; kann ich nicht mehr bekommen?"

„Keinen mehr um diesen Preis; die andern verkaufe ich nur um zehn Gulden je den einzelnen."

„Sind diese denn so viel schlechter "

„Die Körbe sind ebensogut; ich will's nur ehrlich sagen, es sind mir aus beiden Körben die Königinnen gestohlen, darum gebe ich sie so wohlfeil weg!"

„Ei," versetzte jener, „behalte deine Körbe; wenn die Königin fehlt, sind deine Bienen nichts nütze."

„Und du behalte deinen Staat; wenn der König fehlt, nützt mir der ganze übrige Schwarm solcher Leute wie du und ich gar nicht! Und ihr lieben Leute, laßt euch an ein Wort der Bibel erinnern: Heuschrecken ziehen aus ganz mit Haufen, dennoch haben sie keinen König! Aber es sind eben Heuschrecken und Gott der Herr bewahre unsere arme Bauersleute vor den Bestien ohne Meister und ohne Obrigkeit!"

So hat sich ein alter Bauersmann und Bienenzüchter seiner Haut gewehrt, und seines lieben Königs Sache verteidigt, und der junge Staatsbürger ist aufs Maul geschlagen.

Nach der Ernte.

Die stolzen Halme auf den Feldern sind gefallen, die Aehren ihres Inhalts befreit, und nun wird das Land für eine neue Ernte zubereitet.

Mancher Landmann sinnt heute gewiß zurück an jene Tage des Frühjahrs, als er mit bangem Fragen die schöne Saat in den Boden senkte. Hitze, Sturm, Hagel und Heuschrecken standen damals in seinem Gedächtnis; aber zugleich wandten wohl auch viele ihren Blick nach oben zu dem, der alles in seiner Hand hält. Heute ist mancher Zweifel zuschanden worden, manches Gottvertrauen wohl belohnt worden. Ja, unser Gott ist auch ein Gott der Ernte; er sorgt nicht nur für unser Seelenheil; er kümmert sich auch um unsern Mittagstisch; und würde es viel greifbarer tun, wenn wir unser ernstes Trachten und Sorgen dem Reiche Gottes widmen wollten.

Der Herbst hat seinen Einzug gehalten; bald kommt der rauhe Winter, und dann wohl dem, der wie die Ameise treulich gearbeitet und nicht die Zeit vertändelt hat! Der Landwirt hat mehr wie irgend ein anderer Berufsmensch Gelegenheit, Gottes Hand in der Natur zu sehen. Er stößt fast täglich auf Wunder Gottes in seiner Wirtschaft. Das verleiht dem Farmerberuf einen würdigen Stempel. Doch nicht nur der Landwirt sollte Gott den schuldigen Dank für seinen Segen geben: jeder Mensch zehrt von den Erträgen dieses Herbstes. Laßt uns Gott die Ehre geben! W. J. T.

Früchte aus der Leidensschule.

In der Stille.

P. E. Penner.

In die Stille zieht's mich hin,
Wo ich allein mit Jesum bin;
Hier ruh' ich sanft an seiner Brust
In himmlisch-süßer, heilger Lust.

Hier legt sich jedes Erdenweh,
Wenn ich sein liebend Antlitz seh;
Hier öffnet sich sein Jesus-Herz
Und heilet allen meinen Schmerz.

Wird's dem [illegible] und schwer—
Hier trag ich meine Lasten her;
In Jesu stillem Liebesschoß,
Werde ich die Bürden los.

Brausen Stürme um mich her—
Meine Zuflucht ist nur er;
Er, der Fels der Ewigkeit,
Sich're Bergung mir stets beut.

Hier lern ich selber stille sein
Und mich der heil'gen Stille freu'n—
In der Stille liegt die Kraft,
Die in Allem Ruhe schafft.

Vereinigte Staaten

California.

Escondido, California, den 5. Oktober 1912. Das Herz schmerzt einem, wenn man den Rückblick auf die letzte Woche tut. Ich möchte die lieben Leser, die sich für die Verstorbene interessieren, auf den Artikel der Aganetha Töws, geb. Falk, Escondido, welcher das Datum „den 16. September" trägt, hinweisen. Es ist ihr letzter Gruß an dich, lieber Freund, denn die erfolgte Operation hat ihren vorzeitigen Tod herbeigeführt. Sie wollte noch nicht sterben, denn sie stand ja noch in der Mitte ihres Lebens und eine große Aufgabe harrte ihrer noch in der Erziehung ihrer Kinder. Sie fürchtete den Tod nicht, nur wußte sie, daß es nur zu wahr ist, was Hiskia sagte, als er todkrank war, Jes. 38, 1—3 und 9—12. 16. 18. und 19. Eine ernste Sprache! Ja, der Mensch ist wie des Grases Blume und ein kleiner Fehler an ihm gemacht, bedeutet: er ist dahin. Wohl dem, der im Herrn entschlafen ist. Wohl dem, der seinen Widerstand gegen den liebenden Vater aufgegeben hat. Wohl dem, der reines Herzens ist! Unsere allgemeine Ueberzeugung ist daß dies mit ihr der Fall war; denn die Früchte dieses Baumes waren Friede und Liebe im Geiste Gottes. Nun ruht sie in ihrer Kammer und wartet des Rufes unseres Vorläufers, des Messias: „Kommt wieder, Menschenkinder!"

Werden diese Gebeine wieder leben? Der Herr sprach: Sehet (ihr Gebeine), ich will einen Geist in euch kommen lassen, daß ihr wieder leben sollt! Ich will euch Sehnen geben und euch Fleisch wachsen lassen, und euch mit Haut überziehen und einen Geist in euch geben, daß ihr lebendig werden und erfahren sollt, daß ich Jehova bin. Hierauf sieht der Prophet, wie sich die Wiedererneuerung des Menschen vollzieht, und dann heißt es Vers 12: „Siehe ich will eure Gräber auftun, und euch als mein Volk aus euren Gräbern führen — und so wird ganz Israel errettet werden. Röm. 11, Hes. 37.

Gott sei Dank, daß wir einen Messias haben, der vom Vater mit: „Mein lieber Sohn" benannt worden ist und den er von den Toten siegreich hervorgerufen hat, in dem er sich zur Rechten der Majestät Gottes gesetzt hat, uns zu vertreten.

Wie trostlos dagegen ist das Evangelium eines gewissen Ferdinand Schmidt, der einen angeblichen Essäerbrief aus der Zeit Jesu aufgefunden hat, in welchem angebliche Augenzeugen uns mitteilen, daß Jesus nur als Scheintoter im Grabe gelegen, und daß der Essäer - Orden, von welchem Joseph von Arimathia einer der Obersten war, durch ihre vorgeschrittene Naturkenntnis, dadurch daß sie allerlei aromatische Kräuter in's Grab legten, das geschwächte Leben wieder auffrischten und ihn dann zu sich nahmen. Nach sechs Monaten ungefähr überkam ihn dann die Schwäche wiederum und er verschied.

Wer sich für diesen Unsinn interessiert, und Näheres darüber wissen will, der wende sich an Freund Joh. R. Peters, Wald-

heim, Sask., Canada, der hat diesen Brief.

Doch wollen wir uns indes mit den Worten Jesu trösten: „Ich lebe und ihr sollt auch leben."

D. J. Epp.

Kansas.

Goessel, Kans., den 10. Oktober 12.
Werte Rundschauleser!

Zum zweiten Mal in kurzer Zeit durfte die Alexanderwohler Gemeinde ein schönes Missionsfest feiern.

Den ersten September wurden die jungen Geschwister Johann Dürksens als Missionare befestigt, um dann hinauszugehen und unter den Heiden zu arbeiten.

Den 8. Oktober wurden Geschwister Kornelius Freys als Missionare eingesegnet. Er ist ein Kousin des Jakob B. Frey, welcher schon mehrere Jahre als Missionar in Arizona tätig ist, und die beiden Frauen sind Schwestern, Töchter der Witwe Peter Balzer, Grünfeld.

Den Anfang zur Feier machte Br. P. P. Buller. Dann predigte, wenn ich recht verstanden habe, ein Pr. Sommer. Der Chor sang zur Abwechslung passende, schöne Lieder. Dann hielt, wenn ich recht bin, der alte Prediger Gustav Harder von Butler Co., noch eine schöne Predigt und vollzog den Akt der Einsegnung. Unser Aeltester machte noch einige Bemerkungen. — Dann folgte eine kurze Ansprache von Missionar Korn. Frey, und wir fuhren heim mit dem Bewußtsein, daß wir einen schönen Vormittag gehabt hatten.

Noch einen Gruß an Onkel Heinrich Löwen und unsere andern Freunde. Warum schreibt niemand mehr aus der Krim, z. B. Jakob Rosenfelds Kinder? oder wo steckt Gerhard Rosenfeld, früher Tereker Ansiedlung? Bitte um Briefe! wir werden antworten.

Vom Wetter wäre zu berichten, daß wir heute abend einen schweren Regen mit Blitz und hartem Donner haben. Es hat schon mehrere Stunden mit wenig Unterbrechung geregnet, und es regnet auch jetzt noch, 10 Uhr abends, da ich dieses schreibe, sehr. Der Weizen sieht schön grün und, wenn er vor Schaden bewahrt bleibt, dürfen wir wieder auf eine Ernte hoffen.

Wir hatten hier im schönen Kansas schon ausgangs September schon ziemlich Frost, und hernach war es kalt, daß man schon gern den Ofen heizte. Später wurde es wieder schön.

Auch sind wieder Brautleute. Der Bräutigam ist Abraham Quiring, Sohn der verstorbenen Geschw. Peter Quiring. Braut: Sarah Buller, Tochter der Frau Johann Schröder, früher eine Frau Buller.

Grüßend,

H. C. u. M. Franz.

Inman, Kans. Hier will ich ein Gedich von meinen Großeltern u. s. w. folgen lassen:

Wie schnell, wie flüchtig ist das Leben
Auf dieser kummervollen Welt.
Wie mancher Freund, der uns umgeben,
Ist schon gerückt ins Himmelszelt.
Und nicht mehr lang, dann ruft die Zeit:
Auch du gehst in die Ewigkeit.

Es war im Jahre 1803, den vierten Oktober, als sich die Großeltern mit andern zusammen einig wurden, nach Rußland auszuwandern. Diese Reise bis Chortitz, wohin sie sich zunächst begaben, nahm 13 Wochen und 3 Tage in Anspruch. Den 6. Januar 1804 erreichten sie Chortitz wo sie für den Rest des Winters blieben und erst im Frühjahr nach der Molotschna aufbrachen. Den 8. Juni kamen sie nach vielen Mühen und Beschwerden in der Niederung, ungefähr da, wo jetzt Schönau liegt, an. Doch dies war noch nicht das Ziel ihrer Reise; ungefähr am 23. Juni zogen sie weiter und kamen nach Münsterberg.

Nun bauten sie sich Häuser, ein jeder nach seinem Vermögen und Stand. Den Großeltern wurden Kinder geboren: Katharina, Peter, Heinrich, Susanna, Gerhard, Derk, Johann und Herman. Zwei Söhne sind ihnen klein gestorben. Als das Alter anfing, sie zu drücken und dazu die Großmutter noch blind wurde, verkauften sie ihre Wirtschaft, um es sich leichter zu machen, und zogen nach Rosenort zu ihrem Sohne, wo sie beschlossen hatten, sich ein kleines Haus zu bauen und ihr Leben dort in Ruhe zu beschließen. Den 2. Dezember wurde der Großvater krank und mußte sich zu Bett legen. Den 14. Tag starb er; 10 Uhr abends nahm ihn der Herr hinweg. Den 19. wurde er zu Grabe getragen. Er ist alt geworden 75 Jahre und über vier Monate. In Rosenort liegt er begraben.

Die Großmutter zog dann zu ihrem Sohn Peter, Fürstenau, dort ihren Lebensabend zu verbringen. Im Jahre 1841 den 11. August gefiel es dem Herrn, sie durch den Tod von ihrem Leiden zu erlösen. Sie starb morgens um drei Uhr. Am 13. war Begräbnis und sie ruht nun, bis Gott die Toten aus ihren Gräbern rufen wird.

Ihr Alter hat sie auf 78 Jahre, 7 Monate und 13 Tage gebracht. Im Ehestand gelebt 50 Jahre und über acht Monate.

Bis soweit von den Großeltern.

Wir sind nach alter Leute Art gesund. Gottes Segen mit euch, bis wir uns wiedersehen, das Gott aus Gnaden geben möchte.

Johann Neufeld.

(Wir haben das Gedicht leider umschreiben müssen. Ed.)

Minneola, Kansas, den 9. Oktober 1912. Lieber Br. Wiens!

Gruß an dich und alle Rundschauleser. Ich will versuchen, etwas von hier zu berichten. Der Herr hat uns bisher geholfen, und wir hoffen auch für die Zukunft auf des Herrn Hilfe. Der Winter ist bald wieder da und so wird auch hier geschafft um so viel als möglich fertig zu werden.

Das Dreschen ist zum größten Teil geschehen. Die Ernte ist durchschnittlich gut ausgefallen. Das Ergebnis ist aber sehr verschieden. Nach meiner Rechnung wird der Weizen durchschnittlich 15 bis 20 Buschel vom Acre geben, Hafer hat von 30 bis 40, ja auch 50 Buschel gegeben. Corn, welches aber noch im Felde steht, wird so von 25 Buschel per Acre sein ,in einigen Ausnahmefällen kann es auch bis 50 Buschel geben. Auch das Kaffircorn und Zuckerrohr stehen sehr gut.

Wir haben dieses Jahr schon viel Regen gehabt, der uns bei der Arbeit viel aufgehalten und das Getreide in den Haufen beschädigt hat. Nach meinem Wasserauffangen haben wir bis heute 27 Zoll Regen bekommen. Es hat also an Regen nicht gefehlt. Es ist diesen Sommer auch durchschnittlich sehr kühl gewesen. Dann hat der Herr uns dieses Jahr besonders heimgesucht, indem er unsere Pferde im Monat September durch eine kurze Krankheit fallen ließ. Fast ein jeder hat einige hergeben müssen, von 1, 2, 3 bis 20 Stück. Ueberhaupt sind die Pferde rar geworden, was jetzt im Herbst beim Bestellen der Felder sehr zu spüren ist.

Einige Geschwister haben uns verlassen und werden jetzt wohl, wenn sie glücklich gefahren sind, an den Ufern des Großen oder Stillen Ozeans sein. Wir bitten, laßt vor dort hören, wenn auch durch die Rundschau! Ich habe mich gefreut über den Aufsatz vor Geschwister P. F. und Anna Friesen, von Meade, Kansas, welche unsere Verwandten sind, und daß sie glücklich nach Oregon gekommen sind, und daß es ihnen dort gefällt. Nun, wir grüßen euch herzlich und wünschen euch des Herrn Segen. Schade, daß ihr in Reedley nicht konntet Besuche machen. Lieber Bruder, berichtet nur mehr durch die Rundschau. Es möchten sich noch andere unserer Verwandten hören lassen. Da sind auch noch viele in Rußland, an euch dort über dem Wasser schicke ich einen Gruß.

Ich danke auch den lieben Missionaren für ihre Berichte und bitte, uns nur oft zu berichten, denn wir lesen sie gern. Die Missionare sind ja die rechten Menschenfischer und die Ewigkeit wird erst zeigen, wieviel sie getan haben.

Beiliegend findest du, lieber Bruder etwas für die Missionare unter den Heiden. (Danke für die Gabe. Wir werden sie gern befördern. Ed.)

Gruß an alle, die dies lesen, von

Joh. u. Kath. Harms.

Inman, Kans., den 10. Oktober 1912. Einen Gruß zuvor an den Editor und an alle Leser der Rundschau! Ich sage noch du, den man lobt im Himmel. Und aller Welt Enden, lobet ihn. So können wir herrlich ist dein Name in allen Landen, mit David: „Herr, unser Herrscher, wie und aller Welt Enden sagen: Gott hat uns Menschenkinder bedacht und uns bescheret den natürlichen Unterhalt und Futter für das Vieh. Ihm gebühret die Ehre und der Dank. Und so hat Gott uns auch bedacht mit himmlischen Segen. Aber dazu nimmt es eine Sinnesänderung und daß man sich beugt bis in den Tod. Dann kann Gott uns helfen und segnen mit Gehorsam im Glaubensleben, in der Liebe und guten Werken. Aber wie oft mangelt uns der

kindliche Gehorsam zu seinem Wort in der Sanftmut und Demut, auf daß wir Frieden finden und haben für unsere Seele.

Ich will noch berichten, daß uns unsere alten Eltern diesen Herbst besucht haben. Es sind Bernhard Bergens, ausgewandert aus dem Dorf Fischau im Rußland im Jahre 1876. Der Vater ist jetzt 83 und die Mutter 80 Jahre alt. Also alt und wohlbetagt, und David bittet: „Verwirf mich nicht in meinem Alter, verlaß mich nicht wenn ich schwach werde. So wird auch ihr Gefühl mitbeten. Ich kann nicht anders sagen, unsere alten Eltern waren ihrem Alter nach noch rüstig; auch ihre Sinne noch gut. Solches diene den alten Fischauern und Fürstenwerdern und auch andern ihrer Freunde und Bekannten, wo immer sie sich aufhalten mögen, in Rußland oder in Amerika, im Süden oder im Norden, zur Nachricht. Sie bestellen alle zu grüßen.

Ich bin Dietrich Enns und habe ihre Tochter Maria zur Frau. Heinrich Wiens hat Aganetha zur Frau. Ihr Sohn Johann wohnt auch hier. Wir waren auch mit den Eltern bei Onkel Jakob Willms, welcher der Bruder unserer Mutter ist. Er stammt von Fürstenwerder. Es ist bereits mehrere Jahre blind. Ihre Kinder waren auch alle daheim. Es wurde noch gesungen und gebetet und durch Erfahrung in Jammer und Elend konnte der alte Onkel uns Jungen noch vieles mitteilen. Er sprach davon wie es war, wie es jetzt ist und wie es sein wird, daß an jenem Tage solche kommen werden, die da sagen, was sie alles getan haben, und der Herr ihnen sagen wird: Ich kenne euch nicht, gehet von mir! — Ich glaube auch, daß es notwendig ist, solchen nachzudenken; denn dem Hoffärtigen widerstehet Gott, aber dem Demütigen gibt er Gnade.

Unsere Eltern kamen den 13. Setember her und den letzten Sonntag hatten wir uns in unserm Hause versammelt. Mit Kindern zusammen war es eine ziemliche Anzahl. Zum Mahl diente ein Schaf. Den 24. September fuhren wir heim, nachdem wir noch am Nachmittag ein Aschiedsfest gefeiert hatten. Onkel Willms sagte ein Lied vor, worauf dann der eine und der andere noch etwas aus freiem Antriebe mitteilte und Bruder Abram durch Gebet den Schluß machte.

Ich will nun noch Bruder Heinrich Boschmann, Fischau, erwähnen. Ich habe deinen werten Brief seiner Zeit erhalten und habe dir nicht geschrieben. Es ist nicht, daß ich etwas habe, als nur Trägheit zum Schreiben. So sei auch euch allen dies geringe Schreiben gewidmet. Wir und die Kinder sind so mäßig gesund, welches wir auch euch und allen Freunden wünschen. Es sind ja so manche hier in Amerika und auch in Rußland. Von Onkel Abram Enß seinen beiden nachgelassenen Söhnen hört man nicht. Vielleicht bekommt ihr dieses zu lesen, dann erwiedert es, bitte, daß wir alle von euch hören; ebenso die Fischauer.

Mein Bruder Abram Enß mit Weib und zwei kleinen Mädchen weilen jetzt in California. Soviel ich weiß, sind sie gesund. Auch Onkel Johann Enß mit Kindern sind gesund. Ich denke, es wohnen nirgends so viel Fischauer Kinder zusammen, als gerade hier, und soweit ich weiß, haben alle schön eingeheimst. Wird auch jemand von den Fischauern herkommen und dieses Land in Anschau nehmen? Schreibt nur einmal jemand von euch durch die Rundschau!

Berichte noch, daß ich und Frau bei Hillsboro auf Besuch waren, meistens um die Schwester Jakob Löwen, welche krank ist, zu besuchen. Sie ist Anna, geb. Töws, von Fischau. Ein zweiter Grund der Reise war, Bruder Abram Isaak mit Weib zu begegnen, die dort auf Besuch waren. Er ist in Manitoba ein Diener am Wort—stammt von Schönau.— Sie gedenken, auf verschiedenen Stellen Besuche zu machen. Möge der Herr sie segnen in allem Tun und Lassen!

Mit nochmaligem Gruß schließe ich. Leset doch Ethans Unterweisung, die ersten neun Verse im 89. Psalm.

Eure in Liebe,

D. D. u. Maria Enß.

Oklahoma.

Hitchcock, Okla., den 11. Oktober 12. Gestern fuhr Korn. Voth seine Tochter Elisabeth bis Okeene und dort bestieg sie die Frisco Bahn, um, wie auch Konrad Meiers ihr Sohn Karl, nach Clinton, Mo. zu fahren zum deutschen Seminar, dort acht Monate guten christlichen Unterricht zu nehmen.

Ich fuhr auch mit Nachbar Voth mit bis Okeene und besuchte H. H. Fast, der mit seiner Druckerei von Fairview dorthin gezogen ist. Jetzt soll die „Oklahoma Post" von dort herauskommen.

Heinrich Voth hat ein junges Pferd verloren, wahrscheinlich an der gefürchteten Pferdekrankheit, an welcher schon so viele Pferde in Kansas und Nebraska krepiert sind. Bei Omega sollen einem Manne schon vier Stück krepiert sein.

Lena A. Voth hat einen Ruf von Kansas bekommen, daß sie dort Krankenpflegerdienst tun sollte. Sie ist denn auch gleich dorthin abgefahren. Sie ist eine treue Schwester, und wird die von ihr verlangte Arbeit treulich tun.

Bruder Abr. Löwen hatte wieder ein Telegramm von S. S. Schrock, Kans., bekommen, daß er kommen sollte und ihm in der Missionsarbeit helfen. Der ist denn auch gleich abfahren, dem Rufe zu folgen. Predigen kann er schon recht gut und in der Bibel ist er auch gut bewandert. Ich glaube, er bleibt wieder bis Neujahr, so wie letztes Jahr. Seine jüngste Tochter sagte letztes Jahr auf die Frage: Wann kommt denn dein Papa heim? „Ich weiß nicht. Wenn er nicht bald kommt, besorgen wir uns einen andern Papa."

Die Witterung ist wie gewünscht. Regenschauer gibt es seit einer Woche fast alle Nächte. Die Farmer sind fleißig am Weizensäen und einige Weizenfelder sind bereits grün.

Jacob Thomas.

Canada.

Saskatchewan.

Hague, Sask., den 3. Oktober 1912. Ideales Herbstwetter! Schöner und günstiger kann man es sich nicht wünschen. Die Dreschmaschinen pfeifen und brummen ringsum; die Wagen, mit der goldenen Frucht schwer beladen rollen herein und der Farmer ist froh. Die heurige Ernte ist eine ergiebige, ja eine reiche zu nennen. — Wenn bloß sich diese herrliche Witterung noch eine Zeitlang hielte!

Saskatchewan, ja der ganze große canadische Westen erfreut sich wieder trotz allen überaus reichlichen Niederschlägen einer gesegneten Ernte. Möchten wir alle dieses gedenken in rechter Art und im Aufblick zum gütigen Geber aller guten, natürlichen und geistlichen Gaben, und dabei auch derer in rechter Mitleidsliebe gedenken, die nicht so gesegnet wurden und heimliche Kummertränen weinen. Es liegt etwas Süßes, eine himmlische Vergeltung darin, solche Tränen zu trocknen.

Zu welcher Klasse von Menschen zählst du, lieber Leser Ob zu denen, die so tun, oder zu denen, welche sagen: „Liebe Seele du hast nun auf lange Zeit Vorrat, iß und trink und sei guten Muts"?

Was nützt es, fleißig „Herr, Herr!" sagen und doch nicht Liebe und Demut beweisen? Was nützt es, sich über das Fleischessen streiten, ob Schweine- oder Rindfleisch, oder gar keins?

Ein Leser.

Hague, Sask., den 10. Oktober 1912. Werte Leser der Rundschau!

Weil ich heute nicht fahren will mit einer Ladung nach Osterwick, so dachte ich, müßte ich wieder einmal etwas für die werte Rundschau schreiben, da ich meiner Drokkigkeit halber noch nicht für sie geschrieben. Ich bin erstlich vom Südriver, fünf Meilen westlich auf Freund Peter Berg, Blumenthal, sein Land gezogen, und von hier ziehe ich jetzt 18 Meilen südwestlich nach dem Dorfe Osterwick. Da ich die Sachen alle mit einem kleinen Pony und einem großen Buggy überfahren muß, da gibt es manchmal zu fahren, und dabei vergeht inzwischen schon die Lust zum für die Rundschau zu schreiben. Neuigkeiten sind hier diesen Sommer vorgekommen, aber es haben andere hin und wieder von hier etwas gemeldet. Auch Unglücksfälle sind oft vorgekommen. Vorgestern, den 8. war ich in Saskatoon. Da war ein Mann von Clarksborn geschäftehalber dorthin gekommen. Ich habe mit ihm selber gesprochen, aber er war dann schon nicht bei voller Besinnung, und als er endlich nachhause fahren wollte, war er schon in den Gliedern etwas schwach und hatte dadurch das Unglück, daß er beim Besteigen seines Buggy überschlug und sich die Rippen im Leibe zerbrach. Darum rate ich einem jeden, doch aufzupassen, daß er Herr seiner selbst bleibt.

Jetzt muß ich noch etwas vom Wetter berichten. Es ist oft dunkel, zu oft und zu-

Fortsetzung auf S. 14.

Erzählung.

Mennoniten

von

Ferdinand von Wahlberg.

Fortsetzung.

Viel anders war er auch nicht in seinem Hause, das er einst mit seiner Frau und zwei Kindern, der älteren Tochter Mathea und dem Sohne Friedrich Klaus, bezogen hatte und in dem die Jahre in ernster Arbeit und ungetrübtem Glück dahingeflossen waren.

Aus einem Stück Steppe war Schöppenthal entstanden, die Kinder waren herangewachsen und ebenso, wie der große Ernst des Mannes jedem Achtung einflößte, so verbreitete die stets freundliche und gütige Frau des Hauses stille Freude und Zufriedenheit um sich.

Ohne sie hätte Schöppental für jeden, der das geräumige Wohnzimmer betrat, etwas Bedrückendes und Beengendes gehabt. Sobald sie aber kam,wurde alles unter dem Banne ihrer kleinen, muntern Person wie freudig belebt. Sogar Vater Klaus mußte dann und wann seine Lippen etwas härter zusammenpressen, um ein Lächeln zu unterdrücken.

Ihm schlug die Tochter Mathea nach. Von klein auf war sie ein stilles, sinnendes Kind gewesen und ebenso ernst und still neben ihm hergegangen. Unter ihrem ruhigen Wesen verbarg sich jedoch ein eigentümlicher Zug von Leidenschaft, die sich beim Kinde in sturmischen Ausbrüchen der Liebe zur Mutter, später aber in einer schwärmerischen Verehrung der Eigenart ihrer Glaubensgemeinschaft äußerte. Da konnte es geschehen, daß das junge Mädchen in einen Verzückungszustand geriet, der ihre Umgebung, und zumal die Mutter in große Angst versetzte. Ihr Lehrer Israel Jost, ein ausgesprochener Religionsschwärmer, achtete Mathea gerade wegen ihrer ekstatischen Anfälle sehr hoch und sah in ihr ein ganz besonderes, gottbegnadigtes Wesen.

Wohl bemühte sich die Mutter, diese Ausbrüche zu mildern oder gar ... unterdrükken, doch gelang ihr das nicht immer, und am wenigsten, wenn der Anfall durch eine religiöse Gemütserregung veranlaßt worden war.

Dies geschah zum ersten Mal recht deut..., als das junge Mädchen nach ihrer Taufe und Einsegnung mit ihren Eltern das heilige Abendmahl nehmen sollte. Mutter und Vater waren allein im Zimmer und hatten gerade über die bevorstehende heilige Handlung geredet, als Mathea sich mit Ungestüm an die Brust der Mutter warf, sie mit ihren Armen umschlang und unter Tränen beichtete: „Mutter, Mutter, liebe Mutter, wie soll ich zum Abendmahl gehen, ich liebe dich ja mehr als unsern Erlöser. Er ist für uns gestorben, ich möchte ihm aber nicht in den Tod folgen, dir aber, Mutter — stürbest du, da würde ich ohne Zaudern folgen — mich neben dich ins Grab betten lassen. Ich liebe dich mehr als ihn."

In ihrer sanften Art beruhigte die Mutter ihr Kind, sah aber der Zukunft besorgt entgegen. Wie sollte sich die gestalten für ein Mädchen ihrer Gemeinschaft mit dem stillen, ernsten Aeußern und der leidenschaftlichen Seele?

Gut, daß das Mutterherz um das zweite Kind, Friedrich Klaus, keine Sorgen zu tragen hatte. Er hatte das heitere Wesen der Mutter geerbt und trug mit ihr den Sonnenschein in Haus und Hof, während er in der Arbeit und in seinem sonstigen Auftreten den Fleiß und den klaren Verstand des Vaters verriet.

Klaus Köhler selber sprach wenig und beobachtete nur die Seinen.

Zuweilen, wenn alles nicht so war, wie er es gern gehabt hätte, pflegte er mehr für sich als zu den anderen zu sagen: „Sei wehrlos gegen andere, wehrhaft gegen dich selbst."

Eine goldene Lebensregel — aber schwer, sehr schwer in allen Lagen des Lebens zu befolgen.

Das sollte auch Klaus Köhler erfahren.

Die Ernte war im Vorjahre in den meisten Kolonien durch Heuschrecken vernichtet worden. Nur Schöppental und fast alle Felder der Menoniten waren verschont geblieben. Klaus Köhler hatte eines Morgens früh in der Ferne eine schwarze drohende Wolke wahrgenommen und gemeint, es sei ein Gewitter im Anzug. Doch die Wolke war über ihn hinwegegangen, und anstatt Tropfen waren hie und da Heuschrecken heruntergefallen. Dem Aeußeren nach ruhig, aber mit Angst im Herzen hatte er eins der Tiere vom Boden aufgehoben und es betrachtet. Ja, es war wirklich eines der gefürchteten Feinde, und gefaßt auf alles, was da kommen mochte, war er ins Wohnzimmer getreten. Dort erzählte er es seiner Frau, die gerade am Fenster stand und als er seine Mitteilung vollbracht hatte, rief sie besorgt aus: „Nein, sieh nur, Klaus, die Wolke geht über uns hinweg — wir und unsere Felder sind gerettet. Aber die Aermsten, die das Unheil trifft — die erwartet der Hunger."

Als Köhler etwas später wieder den Hof betrat, fand er, daß seine Frau richtig gesehen hatte.

Sie hatte jedoch auch die Folgen für die andern recht beurteilt, und es kam dazu ein schwerer Winter und viel Schnee mit großer Kälte und nagendem Hunger für viele Kolonisten. Dort, wo die Heuschreckenwolke sich niedergelassen hatte, war binnen kurzem jeder Halm geknickt und die volle, schöne Aehre zur Erde geneigt. Jede Hoffnung war damit vorbei und statt ihrer waren in den Häusern und Hütten Jammer und Verzweiflung als ständige Gäste eingekehrt.

Diese begnügten sich nicht mit einem gestörten Glück, nein, sie saugten den Lebensmut und das Blut ihrer Wirte, und nachdem sie alles vorbereitet hatten, riefen sie den ansteckenden Krankheiten ein schreckliches heiseres Willkommen zu.

Und sie kamen.

Bei Ohm Köhler wurde in diesem Jahre die Frucht des Feldes nicht verkauft, u. die Hausfrau kam nicht aus der Fürsorge für die hungrigen und bettelnden Scharen.

Es wurde Frhüjahr und mit den heiteren wärmenden Sonnenstrahlen regte sich neue Hoffnung. Es fing wieder an, besser zu gehen, und viele, viele hatten es den Mennoniten zu danken.

Doch aus den Hütten der Armen verjagt rächten sich die furchtbaren Gäste und kehrten bei Klaus Köhler ein. Die Frau des Hauses erkrankte an dem Fieber, welches so manchen im Winter dahingerafft hatte, und starb.

Kummer und Verzeiflung hatten wieder Obdach gefunden.

Klaus Köhler flüsterte sich vergebens zu: Sei wehrhaft gegen dich. Sein ruhiges Wesen vermochte er zu behaupten, aber seine Gestalt ward gebeugt, und er gab auf seine Umgebung kaum mehr acht. Und doch wäre es gerade jetzt hohe Not gewesen, denn eine konnte den Verlust der geliebten Mutter nicht tragen: die Tochter Mathea.

Ihr gaben die Tränen keinen Trost. Als sie sich an die Leiche der Mutter festklammerte, die kalten, erblaßten Lippen küßte, fand sie keine Tränen, und nur ein unsteter, flackernder Glanz in ihren Augen ließ vermuten, daß in ihrem Herzen ein Feuer loderte, so heiß wie einst die Kindesliebe.

Dabei blieb das junge Mädchen dem Aeußern nach ruhig, wie es ihr Vater war.

Friedrich Klaus war noch der einzige der Meister und Herr der Frau Sorge wurde durch das angeboreneErbteil der entschlafenen Mutter, den hellen, durch die Tränen hindurchleuchtenden frohen Sinn.

Eines Tages kam er und brachte seiner Schwester die erste Blume, eine dunkelrote Tulpe, die der nahende Lenz aus dem Grabhügel der Mutter hervorgelockt hatte.

„Da, Mathea, hast du den ersten Blumengruß von unserer Mutter. Ich hab ihn dir gebracht, denn bald kannst du nicht mehr zu ihr, der Irsch geht schon hier und da auf."

Die Schwester nahm das Geschenk des Bruders und sagte dann mit ihrer weichen, wunderbar tiefen Stimme:

„Friedrich Klaus, du darfst aber nun auch nicht mehr hin; der Irsch trägt dich ebenso wenig wie mich."

„Mit mir hat's keine Not — ich kenne mich gut aus, und vor morgen oder übermorgen geht er nicht auf. Heute muß ich noch zum Lehrer Jost und ihm das Schreiben der Mutter überbringen — dann kann der Irsch meinet wegen aufgehen."

Fortsetzung folgt.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

L. H. Chr. Hölty.

Nicht das wenige, das wir besitzen, reiht uns unter die Armen ein, sondern das Viele, das wir haben möchten.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.
23. Oktober 1912.

Editorielles.

— Für das Jahr 1913 haben wir bereits die Krökers - Kalender von Rußland bekommen. Die Preise sind dieselben wie früher: Der Krökers Familienkalender 15 C. und der Krökers-Abreißkalender 35 C.

— Wir erwarten, daß alle diejenigen Leser, die ihre Rundschau in den Sommermonaten mit dem vollen Preise wieder auf ein Jahr vorausbezahlt haben, also zu einer Prämie berechtigt sind, sie aber nicht erhalten haben, jetzt von unserer Prämienliste Gebrauch machen werden und uns entweder um einen Familienkalender schreiben, oder sich irgend eine der andern Prämien wählen und uns bald die Bestellung und den treffenden Mehrbetrag zustellen.

— Wie in unserem Lande die Parteien sich mit Worten und Geschrei bekämpfen, ohne bisher nennenswerten Erfolg aufweisen zu können,so stehen in der weitern Welt sich Parteien und Staaten feindlich gegenüber, und obgleich sie sich statt der Worte mörderischer Waffen bedienen, läßt der Erfolg auch hier lange auf sich warten. Unterdessen führt der Herr täglich sein Volk mit Erfolg in den Streit, wenn es sich nur willig von ihm führen läßt, und „man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten." Dieser Kampf wird nicht so ausschließlich geführt mit Feinden, die von außen auf uns eindringen, sondern meistens mit solchen, die im eigenen Innern ihren Sitz zu behaupten suchen und hinausgeworfen oder unterjocht werden müssen. — Ueberhaupt lehnt sich unser eigenes Ich immer wieder gegen den Willen Gottes auf und kann sich nicht beugen. Das gibt uns übergenug Gelegenheit, unsere kriegerische Beanlagung und Kraft zu betätigen. Da gilt es, die rechten Waffen im rechten Geist zu führen.

— Vom Aeltesten Korn. Abr. Fehr, Kamenka, Orenburg, Rußland, erhielten wir diese Woche einen Brief, dem wir das Folgende für die Leser entnehmen: „Da der Herr in diesem Jahre auch unsere Felder gesegnet hat, dagegen wieder auf anderen Stellen große Not ist, und besonders in Indien, wo nach dem Bericht des lieben Bruders Franz Wiens nicht allein Hungers- sondern auch Wassersnot ist, so haben wir durch Gottes Gnade auch etwas hinsenden dürfen. Am 27. August wurden wir uns auf allen drei Ortschaften einig, den Rest eurer Spenden für die Notleidenden zusammen mit einer unter uns gesammelten Kollekte dorthin zu senden, und das Wort des Apostels zu erfüllen: So diene euer Ueberfluß ihrem Mangel diese teure Zeit lang, auf daß auch ihr Ueberfluß hernach diene eurem Mangel, und geschehe, das gleich ist. 2. Cor. 8, 14, und weil Geben seliger ist, denn Nehmen. Obzwar unser Ueberfluß nicht sehr groß ist, können wir doch gar nicht genug danken, daß wir sowohl Brot als auch Futter haben." Auch wir alle werden uns dankbar fühlen, daß der Herr die Not der lieben Orenburger gnädig gewendet hat; denn so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit." 1. Cor. 12, 26.

Auf anderer Stelle in dieser Nummer findet sich ein Bericht von ihm über empfangene Gaben und ausgeführte Aufträge.

— Es ist schon oft darüber geschrieben und gesprochen worden, daß Menschen sich so leicht verleiten lassen,ihren eigenen selbstsüchtigen Willen für den Willen Gottes zu halten, und wir finden, daß dieser Fehler trotzdem fortbesteht. Darum ist es notwendig, daß wir immer wieder und wieder zum Worte Gottes greifen, um mit dem Willen Gottes gut bekannt zu werden, daß wir, wie der Apostel sagt, prüfen mögen, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille. Außerdem gab es zu jeder Zeit und gibt es auch heute Menschen, die da vorgeben, Gottes Willen zu tun, wiewohl sie selber sicher wissen, daß dies nicht der Fall ist. Heute haben wir einen Fall vor uns, bei dem man noch nicht wissen kann, ob der Betreffende sich selbst betrügt oder ob er nur andere glauben machen will, daß er die Tat in dem Wahne verübt habe, ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun. Wir meinen jenen Mann der in Milwaukee, Wis., auf den früheren Präsidenten schoß und ihn verwundete. Dieser Mann soll auch vorgeben, ein Werkzeug Gottes zu sein, bestimmt, Roosevelt auf die Seite zu schaffen, weil derselbe darnach strebt, zum dritten Mal Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, welches nach der Meinung dieses Mannes nicht zulässig ist und vom Volke mit allen möglichen Mitteln verhindert werden sollte. Mag man über die Handlungsweise Roosevelts und seiner Partei urteilen, wie man will, aber der Versuch, ihn auf die Seite zu schaffen bleibt immer eine Sünde, und Gott macht nicht gemeinsame Sache mit Sündern, bietet ihnen aber seine Hand zur Umkehr von ihrem bösen Wege. Und straft Gott einmal Sünder durch Sünder, so wissen wir aus Beispielen der Heiligen Schrift, daß solche Werkzeuge sich nicht dadurch die Gunst Gottes erwerben konnten. Nachdem sie ihre Arbeit getan hatten, traf auch sie die Strafe für ihre Sünde; denn die Menschen erschlagen oder erschießen ihre Gegner nicht aus reiner Liebe oder Gehorsam zu Gott, sondern in Verfolgung eigener, selbstsüchtiger Zwecke.

Ueber das Attentat gegen Roosevelt berichten die Zeitungen, daß der frühere Präsident am 14. Oktober abends in Milwaukee, Wis., wo er sich zur Zeit aufhielt, das Hotel verließ, um sich nach dem Auditorium zu begeben, wo er eine Rede zu halten gedachte, als er von einem unbekannten Manne durch einen Schuß in der Brust verwundet wurde. Der Mann wurde von einem Zuschauer festgenommen und von der Polizei in einem Automobil-Patrolwagen nach der Zentralstation gebracht. Auf Roosevelts Wunsch wurde ihm der Gefangene vorgeführt, der ihm aber auf seine Frage, warum er geschossen habe, keine Antwort gab. Mit Hilfe eines X-Strahlenapparates gelang es, den Sitz der Kugel aufzufinden, die durch ein Bündel Papiere, welche Roosevelt bei sich trug, abgeschwächt wurde und in der Brustwand stecken blieb, ohne in die Lunge einzudringen. Sein Zustand soll nicht gefährlich sein, und er befindet sich verhältnismäßig wohl. Die ärztliche Untersuchung wurde erst vorgenommen, nachdem Roosevelt seine Rede im Auditorium gehalten hatte.

Zwei Gedanken drängten sich uns bei dieser Nachricht auf. Das erste ist: Es geschieht dies sicher nicht zufällig, sondern Gott beabsichtigt dabei etwas. Der zweite ist: Gott lenkt auch die tödliche Kugel in ihrem Lauf.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Jakob Neufeld, Minneola, Kans., berichtet: „Wir gedenken, den 8. Oktober von Inman abzufahren nach Reedley, Calif."

S. A. W., Freeman, S. D. B. 46, schreibt auf die Anfrage nach einem Mittel gegen Bettnässen. Ich weiß ein solches, das sich jede Mutter selbst zubereiten kann; es ist keine Medizin. Auch habe ich gute Pflaster gegen Rheumatismus und Kopf- und Rückenschmerzen usw. Wer Näheres wissen will, kann an obige Adresse schreiben."

Peter J. Löwen, Rosenort, Manitoba, berichtet am 9. Oktober: „Wir haben hier gegenwärtig ein so kühles Lüftchen vom Norden mit etwas Schneeflocken begleitet; etwas zu früh, nach menschlicher Ansicht. Gedroschen ist noch nicht viel. Die Dreschmaschinen wollten beim Fahren mehr unterwärts als vorwärts — da gibt's denn Abwechslung. Wir haben hier in der „drocken" Zeit viel Zeit zum Ungeduldigsein. Aber was hilft's? Nur immer mutig und getrost, denn Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Verbleibe mit herzlichem Gruß wie immer euer P. J. L."

H. H. Zimmermann, Waldheim, Saskatchewan, berichtet: „Die Leute sind sehr beschäftigt mit Dreschen, haben aber oft Hindernisse durch den Regen. Wir mögen noch so unruhig sein, wir müssen doch warten, bis unser himmlischer Vater uns schönes Wetter schenkt." (Die Bestellung haben wir erhalten und ausgeführt. Ed.)

Wilhelm Plett, Menno, Kans., bestellt die Rundschau fernerhin nach Dallas, Oregon, zu schicken und schreibt: „Wir sind der 1. Oktober von Menno, Kans., gesund und wohlbehalten hier in Dallas, Oregon, angekommen. Geschwister, Freunde, Vettern und Nichten möchten sich dieses merken und alle ihre Briefe hierher schicken. Einen Gruß an alle von W. und Margaretha Plett."

H. E. Nichols, Isabella, Oklahoma, berichtet am 10. Oktober: „Es wird schon wieder etwas trocken. Heute war es sehr windig und wolkig; hoffentlich wird es bald regnen. Etliche Meilen südlich von hier muß es, wie ich heute gehört habe, schon letzte Nacht recht schön geregnet, aber auch etwas gehagelt haben. Die Felder, wo der Weizen schon frühe gesät wurde, sehen schon grün aus." (Das Geld erhalten und die Rundschau geschickt. Ed.)

Peter G. Barkman, Morden, Sask., schreibt am 8. Oktober: „Da wir unsern Wohnplatz verlegt haben, so möchten wir auch in der Rundschau bekannt gemacht haben, daß unsere Adresse in Zukunft Morse, Sask., sein wird. Wir sind so leidlich gesund, aber wir müssen uns erst hergewöhnen. Ich schicke dir auch das Geld für die Rundschau und den Jugendfreund auf ein weiteres Jahr. (Danke! Das Geld haben wir erhalten, jedoch vermissen wir die alte Adresse. Ed.)

Jakob Janzen, Marion, S. Dak., berichtet am 7. Oktober: „Donnerstag, den 3. Oktober war in unserem Hause die Hochzeitsfeier unserer Tochter Aganetha mit Jonas Becker. Es war ein wunderschöner Tag. Der Herr Jesus wurde auch eingeladen und er war auch im Geiste unter uns. Viel Glückwünsche und Geschenke wurden dem neuen Paare dargebracht. Weil sich unsere Tochter schon zuhause an die Rundschau gewöhnt hat, wünscht sie, daß dieselbe auch in ihrem neuen Heim einkehren möchte. Vielleicht bekommt sie dieselbe vorläufig auf ein Jahr zum Geschenk! Ihre Adresse ist: Jonas Becker, Marion, S. Dak., R. No. 3." (Wir haben die Bestellung angenommen. Ed.)

David Koop, Schrag, Washington, berichtet: „Wir hatten schon seit dem letzten August keinen Regen, und die Wege wurden schon so staubig und aufgewühlt, doch jetzt hat es in den letzten Tagen etwas geregnet und die Wege werden, wenigstens für kurze Zeit, etwas besser. Es scheint so, diese Periode fällt sehr trocken aus. In der vorigen regnete es schon drei Tage vorher und zuletzt auch noch gut. Leute welche nach dem Regen im August und zwischen demselben Weizen gesät haben, haben guten Weizen. Ob aber der Weizen, welcher vor dem Regen gesät worden ist, alle aufkommen wird, ist zweifelhaft. Das Dreschen ist beendigt, Säen und Weizenfahren an der Tagesordnung."

Wilhelm M. Martens, Carpenter, S. Dakota, berichtet am 4. Oktober: „Wir haben jetzt wieder schönes Wetter zum Dreschen. Es steht noch viel Getreide auf dem Felde. Der Ertrag ist sehr verschieden, Weizen von 2 bis 20 Buschel vom Acre, Hafer von 10 bis 38 Buschel. Corn gerät mittelmäßig. Wir hatten den 24. September schon 6 Gr. Frost Reaumur. Der Gesundheitszustand ist, Gott sei Dank, gut. Die Krimer Br. Gemeinde feierte Sonntag, den 29. ein Ordinatstionsfest. Br. Samuel Hofer wurde als Prediger und Michael Glanzer als Diakon eingesegnet. Aeltester Jakob Hofer vollzog die Handlung. Es war ein Tag des Segens. Der Herr wolle den beiden Arbeitern viel Gnade schenken, daß sie ihr Amt mit Freudigkeit, der Gemeinde zum Segen und dem Herrn zur Ehre bedienen möchten. Ich will noch bemerken, daß meine Adresse fernerhin „Mountain Lake, Minn., R. No. 3, Box No. 40" ist. Mit Gruß an Editor und Leser verbleibe ich W. M. M."

Abrah. Rempel, Burrton, Kans., schreibt am 19. Oktober: „Werter Editor! Ich komme mit der Bitte, mir behilflich zu sein in der Auffindung David D. Günthers, des Onkels meiner Frau. Er wohnte früher, im Jahre 1884 in Mametaschy, Krim, später in Tußlaschegel. Den letzten Brief haben wir erhalten den 25. Juli 1892. Seit dieser Zeit haben weder wir noch Jakob P. Sawatzky, der Bruder meiner Frau, irgend eine Antwort erhalten. Ich werde hier die Adresse eines Jakob Hübert geben, der hier von der Krim auf Besuch ist. Vielleicht ist uns damit geholfen: Tawritscheskaja Gubernija, Stanzija Kolaj, Derewnja Schirin. Vielleicht finden sich noch mehr Freunde hervor. Wenn jemand will an uns schreiben, dann muß er Burrton mit „rr" schreiben, nicht bloß mit einem r, sonst bekommen wir die Briefe nicht. Ich wollte dies sonst nicht in alle Weltteile hineinschicken, aber ich weß mr anders nicht zu helfen. Das Schreiben geht mir nur schlecht, weil mein rechter Arm etwas gelähmt ist. Grüßend, Abr. und Anna R."

M. M. Just, Isabella, Oklahoma, schreibt am 5. Oktober: „Werte Leser der Rundschau! Gnade und Friede zum Gruß! Ich kann berichten, daß wir dem Herrn dankbar sind für Gesundheit und Leben. Nur ist Br. Wilhelm Hergert am 21. September plötzlich an Herzschlag gestorben und wurde am 24. begraben. Er ist alt geworden 73 Jahre, 5 Monate und 28 Tage. Wir haben gegenwärtig sehr schönes Wetter, u. die Farmer sind fleißig am Weizensäen. Unsere Schule begann den 2. Montag im September mit Br. Bernhard Berg als Lehrer. Geschwister C. Grunaus hatten den 1. Oktober Ausruf. Sie wollen sich in den Ruhestand begeben. Hier bei Coy, Oklahoma, wo ich gegenwärtig die Geschwister besuche, hat sich in der Familie Peter Zielkes ein trauriges Unglück ereignet. Es fiel nämlich die alte Mutter rücklings vom Boden; hatte sich so sehr verletzt, daß sie trotz aller ärztlichen Hilfe nach zwei einhalb Tagen verschied. Sie wurde den 29. September begraben. Der Herr tröste die Hinterbliebenen! Auch ist die alte Mutter Thomas Koop allhier schwer krank an Wassersucht und scheint ihrem Ende nahe zu sein. Sie rühmt aber, in letzter Zeit der Vergebung ihrer Sünden gewiß geworden zu sein. Grüßend, M. M. J."

Agnes Klassen, Pinia, Ga., schreibt den 9. Oktober: „Werter Editor und liebe Geschwister! Wir wünschen euch allen eine schöne Gesundheit und die Gemeinschaft mit Kindern Gottes, derer wir uns jetzt auch erfreuen dürfen. Geschwister Wittenbergs kamen den 30. September 3 Uhr nachmittag in Pinia an. O, das war ein Wiedersehen! Der Herr hat sie gesund hergeführt. Der Herr hat unsere Gebete erhört, daß wir auch hier Gemeinschaft haben, denn Gemeinschaft macht stark. Mein Flehen zum Herrn ist, wir möchten nie vergessen, ihm zu danken dafür. Und er möchte Geschwister Wittenbergs den rechten Weg zeigen, wo ihr Heim sein soll. Den 4. September hatten wir Versammlung. O, die erste Versammlung in Amerika. Wir waren schon ein Jahr nicht in der Versammlung gewesen. Sonntag, den 6. September hatten wir Versammlung in der englischen Kirche und nachmittag Sonntagsschule und abends Bibelstunde. O, das war ein Tag vor Herrn! Wir wurden so reichlich gesegnet. Ich dachte an die Einsamen; das [illegible] fühlt sich so wohl, einmal Gottes Verheißungen zu hören. Wir haben jetzt schönes Wetter. Unsere Arbeit ist Baumwollepflücken. Ich muß noch meine liebe Großmama aufsuchen, die in Elisabeththal wohnt. Wie kommt es daß Sie gar nicht schreiben? Wir haben schon drei Briefe geschrieben und bekommen keine Antwort. Wer in ihrer Nähe diese Zeilen liest, ist gebeten, ihr dieselben zu überreichen."

Deutsch Englische Schule in Rosthern.

Zu der vor Kurzem erschienenen Bekanntmachung ist Folgendes zu bemerken: Da es Lehrer Herman Fast aus triftigen Ursachen unmöglich ist, die übernommene Stelle als Lehrer der Religion und Deutschen Sprache anzutreten, so hat sich der bisherige Leiter unserer Schule, Lehrer David Töws willig erklärt, diesen Posten wieder zu übernehmen.

Bezüglich des Mädchenheims sind auch schon Vorkehrungen getroffen, und erwarten wir somit viele Anmeldungen von Schülern für das bereits begonnene Schuljahr.

F. F. Siemens,
Schreiber-Schatzmeister.

Rosthern, Sask., 7. Oktober 1912.

Peter Dick.

Peter Dick wurde am 27. Juli a. St. 1832 in Altonau, Südrußland, geboren. Am 13. September 1855 trat er mit einer Witwe Anna Giesbrecht, geb. Hooge, in den Ehestand und zog mit ihr samt den drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, im Jahre 1874 nach Amerika. Nach dem Tode der ersten Gattin am 13. Januar 1888, verheiratete er sich am 3. April 1888 mit Witwe Jakob Goossen in Süd Dakota. Nach einem Jahre nahm der Tod auch diese Gattin durch ein Unglück von seiner Seite. Am 20. Februar 1890 trat er dann mit Ida Eckhardt in die dritte Ehe und wohnte etwa zehn Jahre in Mankato, von wo er wieder hieher zurückkehrte, und zwar jetzt in die Stadt Mountain Lake. Hier hat er die letzten 12 Jahre gewohnt. Er starb Montag, den 30. September an Wassersucht und wurde am Mittwoch, den 2. Oktober von der Bethelkirche aus zur Grabesruhe getragen. Sein Ende war schwer, allein er war ganz ruhig und deutete wiederholt nach oben.

Alle drei Kinder, Jakob und Peter Dick, sowie Frau N. F. Töws, durften an seinem Sterbebett weilen. Herr Dick war in der ganzen Gegend wohlbekannt und seine Abwesenheit werden auch andere fühlen —"Unser Besucher."

Bericht

über Gaben und Geldsendungen, die wir nach dem 1. Juli 1912 empfangen haben.

Juli 16. Die $10 von Br. Peter Hildebrand, Jansen, Nebr., aus der N. Y. Bank	19	10
19. durch Br. M. B. Fast	29	15
25. durch Br. M. F. Fast	34	89
Aug. 20. durch Br. M. B. Fast	48	58
Total	131	81
Davon ist abgegeben an Heinrich Giesbrecht, Chortitza Gegen Quittung.	20	00
J. Pet. Enns, Feodorowka Gegen Quittung.	12	00
An Witwen und Kranke	24	36
An die drei Armenpfleger	51	20
Und den Rest nach Indien gesandt	24	25
Total	131	81

Dieses ist also die Rechnung von dem Gelde, welches, wie ich verstanden habe, von den Rundschaulesern gespendet worden ist. Außerdem ist noch, was von den Brüdern Schellenbergs gespendet worden ist, welches wohl in dem Zions-Bote quittiert wird.

Ich möchte hiermit nochmals im Namen unserer Gemeinde allen Wohltätern nächst dem Herrn den besten Dank sagen. Und der Herr möge es doppelt wiedergeben! Dann aber danke ich im Namen aller Bedürftigen, welchen damit zur Nahrung als auch zur Linderung in Krankheit geholfen worden ist. Dankend für das Vertrauen und brüderlich grüßend mit 2. Kor. 8, 9, zeichnet sich euer aller Schuldner im Herrn.

Kamenka, Orenburg, Rußland. **K. A. Fehr.**

Mission.

Ein Tagewerk für den Heiland.

Unsere Bibelfrau Sabel ist mit Herz und Seele dabei, wenn es heißt, verlorenen, irrenden Menschenkindern nachzugehen. Vorige Woche kam sie in ein Haus, wo sie in kurzer Zeit sechs Frauen um sich versammelt hatte, die ihren Erklärungen von der Liebe Jesu lauschten. Sie beschlossen, jede Woche zusammen zu kommen.

Gestern war nun der Tag, doch ging sie diesmal nicht allein, sondern in Begleitung unserer deutschen Korrespondenz-Schwester, Fräulein Wolf-Hunecke, die vor acht Wochen uns zu Hilfe kam, und die nun neben der deutschen Korrespondenz Missionsarbeit treiben wird.

Ueber diesen Nachmittag wollen wir nun die Schwester selbst erzählen lassen. —

Da Sabel den obengenannten Frauen versprochen hatte, jede Woche zu kommen, so gingen wir zunächst dorthin. Wir fanden die Hausfrau allein, eifrig hinter der Nähmaschine und erfuhren bald, daß in den nächsten Tagen so und so viele Männer und auch Familien aus der Nachbarschaft nach Amerika gingen, und somit die Frauen diese Woche mit Nähen und Vorbereitungen zu der Reise beschäftigt waren. Wir sahen, daß wir nichts ausrichten konnten, u. zogen getrost unsere Straße weiter. Wir wurden von vielen Frauen, die vor der Tür sitzend, mit Nähen und Stricken beschäftigt waren, eingeladen uns zu setzen, doch fühlten wir, daß es bei vielen noch nicht die Zeit war. Wir fanden dann eine Frau, die vor der Tür kehrte, und uns einlud, ins Haus zu kommen. Wir folgten ihrer Einladung und bald waren wir im tiefen Gespräch. Ich hatte diese Frau schon früher einmal gesehen. Es lag ein tieftrauriger Zug auf ihrem Gesichte, und bald erfuhr ich, daß ihr Mann vor drei einhalb Jahren nach Adana zur Arbeit gegangen war, und seitdem fehlte jede Spur. Kurz nach seinem Fortgang brach die dortige Massacre — das Gemetzel — aus, in welcher er jedenfalls sein Leben einbüßte. Wie viele solcher Witwen gibt es doch hier im Lande! Für diese Frau schien die Sonne nicht mehr zu scheinen. Als wir ihr dann von Jesus, der Lebenssonne erzählten, meinte sie: „Ach, wenn wir ihn nicht hätten, wäre es ja gar nicht auszuhalten." Ich fühlte dann aber doch, daß sie noch keine persönliche Erfahrungen mit ihm unserm Lebensfürsten gemacht hatte. — Möchte Gott sich ihr bald offenbaren als der Vater in Jesu!

Wir gingen weiter und besuchten die Familie unsers Schneiders, die, vergangene Woche zwei Tagereisen von Hadjin kommend, von den Kurden in den Bergen vollständig geplündert und ausgeraubt wurden mitsamt einer bei uns zu Gaste weilenden englischen Krankenpflegerin und drei unserer erwachsenen Waisenkinder. Dies waren rechte Gotteskinder, und wollten wir ihnen nur unsere Teilnahme bezeigen.

Dann ging es trotz verschiedener rechts und links an uns gerichteter Einladungen weiter zu einer Türkenfamilie. Wir fanden nur eine etwa 16-jährige Tochter daheim. Die Mutter wurde gerufen und bald kam sie mit einigen andern Nachbarinnen angezogen. Es dauerte nicht lange, so waren ungefähr 12 Personen, Frauen, Mädchen, ein etwa 17jähriger Jüngling und zwei kleine Knaben um uns versammelt. Sabel zog ihre Bibel hervor und las Matth. 5, die verschiedenen Seligpreisungen erklärend. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten sie zu, hin und wieder Fragen stellend. Wir kamen dann auf die Geschichte von Ismael und Isaak, die ihnen, besonders den Knaben, aus dem Koran zum Teil bekannt war. Zum Schlusse sangen wir ein Lied und fragten, ob wir nach unserer Weise beten sollten. Sie baten darum und waren während des Gebets sehr still und andächtig. Wir mußten ihnen dann versprechen, nach zwei Tagen wieder zu kommen, aber früher als heute, damit wir länger bleiben könnten. Während Sabel sprach, sagten sie oft: „O wie süß und wohltuend ist das!" Nachdem sie uns trotz unserer Abwehr mit Weintrauben traktiert hatten, verabschiedeten wir uns mit dem Gefühl, daß dies eine vom Herrn geöffnete Tür sein könnte. Offb. 3, 8.

Soweit die Schwester. Wollen unsere Freunde nicht mit uns dieses Teiles unserer Arbeit gedenken? Gott sei Dank, haben wir hier ja Arbeiter, die zu den geöffneten Türen Evereks eingehen können; aber wie viele Turen um uns herum stehen offen, und niemand ist da, der hineingeht — Woran liegt dies, fehlt es an Liebe, an Selbstverleugnung? Nun, es ist ganz klar es fehlt an dem durch Liebe und Selbstverleugnung zu opfernden Gelde, um Arbeiter zu erziehen und auszusenden. Willst du, lieber Leser nicht mithelfen?

Euer

P. J. Parker,

durch Fr. W. H.

Tsao Hsien, China. Werte Leser und Editor!

Zum Lobe unseres Gottes will ich wieder etwas schreiben. Die heißeste Zeit ist nun für dies Jahr überstanden. Die Hitze schien uns dies Jahr drückender zu sein, denn die ganze Zeit, die wir hier sind. Doch der Herr hat uns gnädiglich bewahrt, daß uns kein besonderer Schade dadurch geworden ist. Wir erfreuen uns alle ziemlich guter Gesundheit, außer die kleine Eva Kiehn, die schon eine zeitlang recht leidend ist.

Nachdem die Witterung wieder erfrischender ist, hat man auch wieder neuen Mut, kräftig an die Arbeit zu gehen.

Sonntag, den 18. August hatten wir die Christen alle eingeladen, hier in Tsao Hsien sich zu versammeln, während sie sonst in den entfernten Dörfern auch Versammlung haben. Weil es aber gerade in der Millet-Ernte war, konnten viele nicht kommen, denn hier muß das schon reife Getreide der vielen armen Leute wegen Tag und Nacht bewacht werden.

Obschon die Versammlung nicht ganz so groß war, wie wir gehofft hatten, kam doch eine schöne Anzahl zusammen. Die Arbei-

ter von den andern Stationen waren auch alle beisammen. Der Herr war segnend mit uns, daß wir alle so recht erquickt wurden durch Gottes Wort und seinen belebenden Geist. Ja, Jesus ist in Wahrheit gekommen, daß wir das Leben und volles Genüge haben sollen. Montag lasen wir uns noch den ersten Teil des vierten Kapitels in Johannes, wodurch uns das Heil in Christo so recht groß wurde. Am Vormittag wurden noch sieben Seelen geprüft, von welchen sechs zur Taufe aufgenommen wurden. Der eine junge Mann bekannte aufrichtig, daß er noch nicht Frieden hatte. Da er aber so treu und redlich war, glauben wir fest, daß er bald wird das Heil in Jesu fassen können, und dann auch Jesum treu folgen wird. Vorderhand wurde er nicht zur Taufe aufgenommen.

Nach der Prüfung hatten wir noch mit den Geschwistern Beratung über verschiedene Gegenstände in der Gemeinde. Die chinesischen Geschwister lernen mehr und mehr verstehen, daß sie eine Körperschaft und für einander verantwortlich sind, einander in Liebe wahrzunehmen. Ehe wir uns versahen, war es zwei Uhr geworden. Nach Schluß der Versammlung eilten die lieben Chinesen ihren Heimaten zu.

Die Herbsternte ist der Dürre halber dieses Jahr nur sehr schwach.

Dienstag kamen wir Arbeiter zusammen, um die ganze Arbeit gemeinsam vor Gott zu bringen und über eins und das andere zu beraten. Es war eine Zeit der Erquickung für uns, so gemeinsam unsere Herzen vor dem Herrn auszuschütten, und ihm, dem Herrn der Ernte, die Bedürfnisse des Feldes ans Herz zu legen.

Die erste Frage war, ob wir eine neue Station eröffnen könnten. Wir kamen zu dem Entschluß, uns im Westen von hier nach einer Station umzusehen. Es sind zwar fast in jeder Richtung noch Strecken, wo es sehr nottut, Stationen zu gründen.

Die nächste Frage war, wie wir uns am besten zu verteilen hätten. Wir kamen zu dem Entschluß, daß Geschw. J. J. Schrag auf die neue Station gehen sollten, die Schw. Ratzlaff und Allen nach Tsao Chow Fu, bis Geschwister Kiehn von ihrer Erholungreise zurückkommen. Die Schwestern Meier und Balzer in Tswei Chuang, die Schwestern Benz und Gerber mit Geschw. Schmidts in Shan Hsien, Schwester Kropf und Schw. Nyffenegger im Mädchenheim, Schwester Maria Schmidt hilft meiner Frau im Knabenheim, Geschwister Meier übernehmen die Schularbeit beides für unsere und die Waisenkinder, sowie in der Kostschule. Der chinesische Teil der Schule wird zum größten Teil von einhemischen Lehrern unterrichtet.

Schwester Kiehn hat die Aufsicht über das Heim für alte Witwen. Bruder Kiehn hilft in verschiedener Arbeit im Heim, und wenn Zeit ist, geht er mit den Evangelisten aus in die Umgebung.

So verlief der Tag im Segen, daß wir mit Singen des Liedes: „Gesegnet sei das Band, das uns im Herrn vereint," schließen durften.

Wenn wir so zusammenkommen, sind wir eine ganze Stube voll Arbeiter, aber wenn wir uns in diesem großen Felde verteilen, dann kommen wir uns überall zu wenig vor, daß wir immer wieder an die Stelle kommen, wo Jesus nach Luk. 10, 1—3 seinen Jüngern befiehlt, um Arbeiter zu beten. Wir wollen auch anhalten, bis er mehr aussendet.

Mittwoch in derselben Woche fuhren Geschwister Schrag und ich nach Westen, um uns das neue Feld, welches wir in Angriff nehmen wollten, anzuschauen. Es war recht heiß und der Weg war schwer, weil der Boden sandig ist. Spät abends kamen wir in Kao Cheng an, welches 35 Meilen westlich von Tsao Hsien ist. Müde begaben wir uns in dem Gasthaus zur Ruhe. Sobald es licht wurde, kamen viele und bewunderten unsern ausländischen —amerikanischen— Wagen. Es hört sich recht komisch an, wieviele sonderbare Bemerkungen sie über so etwas Neues zu machen haben. Ich war vor 8 Jahren einmal in dieser Stadt, und einige kannten mich noch. Auch waren vor zwei Jahren zwei Brüder hier, so waren wir Männer nicht ein so großes Wunder. Aber als Schwester Schrag aus dem Haus kam, da gab es ein großes Wundern. Sie sagten gleich: „An den Augen erkennen wir, daß das eine Frau ist, aber sie hat ja große Füße! Das ist etwas unerklärliches.

Zwei unserer Evangelisten hatten wir voraus gesandt; die hatten nun gehört, daß wir gekommen waren, und kamen nun zu uns. Dann gingen wir alle zusammen und sahen uns den Platz an. Die Stadt ist nicht gerade sehr groß, aber sie hat einen großen Umkreis, wo noch nur sehr wenige sind, die je etwas vom Evangelium gehört haben; nur hier und da einige, die auf Reisen gewesen sind und da etwas gehört haben, oder andere haben von Durchreisenden etwas gehört, so daß sie eine Ahnung haben, daß es eine Jesusgemeinde gibt, aber weit davon sind, zu verstehen, daß Jesus der Heiland der Welt ist. O, wie not tut es doch, daß ihnen die frohe Botschaft schnell gebracht werde. Wir sprechen öfters zu den Leuten, aber es dauert gewöhnlich sehr lange, bis sie darüber erwachen und verstehen lernen, was wir ihnen sagen wollen. Sie sagen oft: Wir verstehen deine Worte wohl, aber wir können den Sinn nicht begreifen. Nachdem wir alles besehen hatten und auch den Mandarin, Beamten, von unserem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, vereinigten wir uns mit den beiden chinesischen Brüdern zum Gebet. Dann sagten wir ihnen, sie sollten noch da bleiben und sich nach einem Platz umschauen, den wir zum Anfang einer Station renten könnten; denn Kaufen nimmt gewöhnlich lange Zeit in Anspruch, auch haben wir nicht die Mittel dazu.

Gegen abend fuhren wir noch 15 Meilen. Den nächsten Tag hatten wir noch bei zwanzig Meilen bis nach Tsao Chow Fu, wo wir etwas nach Mittag ankamen. Ich war froh noch einmal wieder diesen Platz besuchen zu dürfen, wo wir im Jahre 1903 und 1904 für Jesum zeugen durften. Es ist uns nur schade, daß in dieser Stadt noch nur so wenig Erfolg zu sehen ist. Ein Apotheker, der in dieser Stadt ist, hat sich aufrichtig bekehrt; es sind auch einige Suchende dort. Ich blieb über Sonntag bei den Geschwistern Schrag. Die Versammlungen waren nur klein, aber Gottes Wort ward uns zum großen Segen. Wir wünschen besonders eure Gebete für Tsao Chow Fu. Etwas vor Sonnenuntergang machte ich mich mit meinen Knaben auf den Weg, und ein Uhr nachts erreichten wir die liebe Heimat. Ich konnte nun noch etwas ruhen, ehe es Montagmorgen war, denn da gibt es immer viel für mich zu tun, nämlich all die Knaben und Mädchen an die Arbeit zu bringen.

Nun, ihr Lieben, ich wünsche, ihr hättet können mit auf dieser Reise sein, dann hättet ihr selbst gesehen, wie sehr not es tut, daß alles mögliche angewandt wird, damit das Evangelium diesen fast unzähligen Menschen gepredigt wird.

Die $139.00 haben wir richtig erhalten durch Br. M. B. Fast. Der Herr segne alle lieben Geber! Wir nehmen es aus der Hand Gottes und versuchen, es aufs Beste zur Förderung der Sache des Herrn anzuwenden.

Eure in Jesu

H. C. u. Nellie Bartel.

Missionsstation Mauhadei, Birra, C. P., India, via Janjgir P. O., den 17. September 1912.

Werte Leser!

Da wir von andern Geschwistern weit entfernt wohnen, haben wir diese Regenzeit in der Stille verbringen dürfen, wenigstens so weit, denn nur einmal wurden wir von leichtern Krankheiten heimgesucht, und einmal besuchten uns einige der Missionsgeschwister. Wir haben auf dieser Missionsstation auch schon Fruchtbäume gepflanzt, und wenn des Herrn Segen die Arbeit begleiten wird, hoffen wir, daß es mit der Zeit auch Frucht geben wird, wie man auch von der Arbeit unter den Heiden Frucht erwartet. Der Herr wolle es geben! Die Regenzeit ist bis dahin recht gut gewesen, und alles hat sich gut entwickeln können, so daß die Farmer in bester Hoffnung leben.

Vor zwei Wochen wurde Krischnas (einer der indischen Götter) Geburtstag gefeiert. Bei dieser Gelegenheit haben die Heiden zehn Tage lang getanzt. Da aber der Dorfeigentümer die Spielleute auf drei Tage zu sich nach Birra nahm, so mußten die Leute von Siladi, welche die Musikanten engagiert hatten, Pause machen und die drei Tage noch extra beifügen, um die zehn Tage voll zu machen, wenn auch nicht ohne Unterbrechung. Es wurde am Nachmittage fast unaufhörlich getanzt, und, um die Leute so recht im Rausche zu halten, verabreichte man ihnen etwas Ganjah — indischen Hanf — welcher ähnlich wie Opium auf sie wirkt. Auch Tabak erhalten die Tänzer frei. Die Trommel ist das Hauptinstrument für die Musik, und daher geht unsereiner nicht so nahe bei und hält sich dort auch nicht lange auf.

Um die Musikanten zu bezahlen und Tabak und Ganjah verabreichen zu können,

wird kollektiert. Letzteres geschieht auf diese Weise: Der von Messing gemachte Götze wird in einen Tempel gesetzt, der von Bambusrohr und Papier hergestellt ist. Zwei Männer tragen dann das ganze von Haus zu Haus. Eine Glocke wird fortwährend geläutet, um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken, und ein Mann nimmt in Empfang was gegeben wird.

Wird der Götze auf den Tanzplatz gebracht, dann jauchzt ihm alles zu und Musikant und Tänzer zeigen ihr Bestes. Als ich dort war, nahm ein alter Brahmine den Tempel auf sein Haupt, und tanzte mit ihnen, damit sie sich doch auch an der Freude beteiligen könnten. Verblendetes Volk!

Diese Tanze werden aber nicht jährlich veranstaltet, sondern nur dann, wenn die Ernteaussichten gut sind, und wenn sich die Leute im Dorfe dahin einigen. So geht es hier: Der Herr gibt es, und die Götzen bekommen den Dank und die Ehre. Ob es bei vielen Indiern nicht ein letztes Anklammern an ihre Religion noch ist Denn mancher weiß es schon besser. Aber das Lassen von den Gebräuchen der Vorfahren und der Kaste hält noch schwer.

Ein Mann sagte mir noch heute: Er bete nicht mehr zu den Götzen und Göttern, sondern zu unserm Gott; doch inwieweit er einen richtigen Begriff hat, weiß ich nicht, denn zu den Versammlungen auf dem Hofe am Sonntage kommt er nicht. Ein anderer sagte uns, er wolle zu Weihnachten ein Christ werden. Doch da muß man noch die Zeit abwarten. Wir würden uns freuen, sollten bald die ersten Leute kommen und den Herrn annehmen und Jesum als Erlöser anerkennen.

Seit etlichen Tagen ist auch die Arbeit unter den Frauen begonnen, und man scheint sehr willig zu sein, die Botschaft vom Heil in Jesu zu hören. Der Herr wolle auch diesen Zweig der Arbeit reichlich segnen! Der Hauptmangel ist gegenwärtig: „Gute Evangelisten, die durch Wort u. Wandel die Leute zum Herrn ziehen würden." „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!"

Gruß an alle Leser. Eure

P. J. u. Agnes Wiens.

Fortsetzung von Seite 8.

viel Regen und kalt, daß dadurch das Dreschen sehr langsam geht und auf Stellen schon viel Getreide durchgewachsen ist, wodurch wieder der Preis desselben sehr niedrig ist, oder das Getreide manchmal überhaupt nicht gekauft wird.

Weil ich jetzt von hier wegziehe, bitte ich den Editor, meine Adresse jetzt zu ändern, und die Rundschau anstatt nach Abr. K. Dörksen, Hague, Silberfield, jetzt nach Abr. K. Dörksen, Warmen, Osterwick zu senden. Jetzt muß ich aufhören.

Zuletzt noch einen liebevollen Gruß an alle Leser hüben und drüben von mir,

Abr. K. Dörksen.

Chortitz, Swift Current, Sask., den 7. Oktober 1912.

Werte Rundschau!

Da ich schon lange nicht geschrieben habe, so will ich wieder ein Lebenszeichen von uns geben, das ihr, Geschwister in Rußland sage auch Brüder und Bekannte, erfahret, daß wir nach alter Gewohnheit, Gott sei Dank, schön gesund sind, was wir auch euch von Herzen wünschen.

Lieber Bruder Johann Martens, Sergejewka, ich tue dir zu wissen, daß ich das Erbgut noch nicht erhalten habe; es dauert mir schon zu lange, bis ich es bekomme.

Gedroschen haben wir noch nicht. Jetzt haben wir wieder schönes Wetter; aber die Nächte friert es schon bis fünf Grad.

Lieber Bruder, den Brief, welchen du an Abr. Krahn geschrieben hast, habe ich gelesen und erfahren, daß du nach Amerika kommen willst. Das würde für uns eine große Freude sein. Du schreibst, daß wir dir sollen die Wahrheit schreiben. Ich denke, wir schreiben dir die Wahrheit, wie es in Amerika ist. Uns geht es hier besser als in Rußland. Und ein armer Mann, der arbeiten will und kann, der hat es hier gut.

Unsere Adresse ist jetzt: Gerhard Hein, Chortitz, P. O. Weimark, Sask., Canada, Nordamerika.

Nebst Gruß,

Gerh. u. Elisabeth Hein.

O. P. Main Centre, Saskatchewan, den 6. Oktober 1912.

Werter Br. Wiens!

Gefühle der Dankbarkeit regen sich in dem übervollen Herzen angesichts der vielen Segnungen, die Jehova, Gott über uns ausgeschüttet hat und über die Gnade, womit er noch Tag für Tag über uns waltet. Wie oft schaute der Landmann über seine Getreidefelder hin, und flehte um Hilfe und gnädige Verschonung von oben. Vielleicht möchte es dem Geber aller guten Gabe angenehm sein, uns zu verschonen mit dem Arm seiner Strenge, verschonen mit den in diesem Jahre so häufig über unser Land dahinziehenden drohenden Wolken. Und er hat uns hier am Fluß und seiner Umgebung gnädiglich beschützt. O möchten wir auch nun die Gaben seiner Hand nach seinem Sinn gebrauchen und ihm dankbar sein für die diesjährige Ernte, denn er hat uns beschützt vor allem Bösen.

Das Ergebnis der Ernte war mehr denn mittelmäßig, sie könnte eigentlich auch eine gute genannt werden. Bei solchen, die ihr Getreide in Brachland gesät hatten, ergab der Acre mehr denn bei denen, die in Stoppelland gesät. Mir gab der geringste Acker 15 Buschel, der mittelmäßige 24 und etliches 33 Buschel von der Wiesenbrache.

Dem fernen Vater die Kunde, daß ich 2542 Buschel Weizen, 100 B. Gerste und 1015 Hafer gedroschen habe, wovon mir vom Weizen 2241 B. gehören — ich hatte nämlich einiges Land verpachtet. Mir sind viele Buschel ausgeschüttet, denn ich konnte nicht alle Arbeit nachkommen, weil es während der Ernte so oft regnete.

Futter will ich noch etliches zusammenfahren, da ich in diesem Jahre nicht Heu gemacht habe. Etwas grünen Hafer habe ich mit der Grasmaschine geschn.tten und „aufgekopitzt". Jetzt muß ich also sehen, wie ich es in einen Haufen fahren kann. Ich habe es eigentlich noch bis zum Winter tüchtig drock, gedenke aber noch die nötigste Arbeit überwältigen zu können. Ich habe auch in diesem Jahre Flachs gesät, welcher eigentlich ganz gut stand. Wie er schütten wird, darüber später, denn hier wird erst Getreide gedroschen, hernach Flachs.

P. H. Penner.

Manitoba.

Altona, am 11. Oktober 1912.

Liebe Rundschau!

Zuerst herzlichen Dank dem Br. C. Wiens für die herrlichen und lehrreichen Artikel, die besonders in den letzten Wochen die Rundschau uns gebracht. Nur zu und immer mehr solche ernste Aufsätze bringen; denn die Zeit des Lebens eilt dahin als flögen wir davon. Dies habe ich längst schreiben wollen, aber wie es so geht, wenn man — faul ist. Da hat man allerlei Entschuldigungen, die aber, beim Lichte besehen, nicht stichhaltig sind. Daß ich letzte Woche nicht geschrieben, da habe ich einen Grund; er ist mir aber Mahnung und auch Strafe. Es war verwichene Woche Montag, wo ich auf Br. C. W. leise Mahnung, etwas zu schreiben, antworten wollte. Früh morgens wollte ich zum Feueranmachen etwas Holz machen, wobei ich so ungeschickt war und mir den Daumen der rechten Hand — ich bin nämlich linkshändig — ein Stück abspaltete. Mit Gottes Hilfe wird ja bald alles wieder in Ordnung sein; es heilt ja an, das Stück. Das Schreiben will noch nicht recht nach Wunsch gehen und muß noch öfters Pause machen, um den Finger nicht allzusehr zu ermüden.

Verwichenen Sonnabend, den 5. dieses Monats ereignete sich beim Dreschen ein furchtbares Unglück. Der Kessel platzte und der Dampf verbrühte schrecklich mehrere Personen, die aber alle, wie ich hörte, genesen werden. Nach der Explosion fand man die Enkelin unseres lieben Aeltesten A. Derksen tot im Stroh, an der Stirne eine grausig tiefe Wunde, ein Fuß und eine Hand fehlten. Man fand's ebenfalls im Stroh. Das Mädchen soll 13 Jahre alt sein. Der Herr sei Eltern und Großeltern mit seinem reichen Troste nahe und erfülle und beselige ihre Herzen mit seinem Gottesfrieden. Uns aber soll dieses wieder eine ernste Mahnung sein: „Bestelle dein Haus!"

Gnadenfeld hat Schule gebaut. Endlich darf es auch würdig in Reih und Glied mit den andern als Kultuvator marschieren. Das alte Schulgebäude war auch schon zu schlecht. So soll nun mit dem neuen Schulhaus mit neuem Eifer, mit neuer Lust dem großen Ziele zugestrebt werden. Möge der treue Kinderfreund unser Bemühen segnen! Eins ist hier zu bedauern: Die Schulzeit ist viel zu kurz, nur sechs Monate! Welch schöne Resultate wären zu erzielen, wenn wenigstens neun Monate unterrichtet würde.

Vetter H. B. Friesen, Hillsboro, Kans.,

einen herzlichen Gruß! Hast du die Sendung von mir erhalten?

Mit der Bitte um Entschuldigung will ich abbrechen. Gruß mit 1. Tim. 3, 16. In Liebe,

Peter J. Epp.

Reisebericht

von T. T. Köhn, Durham, Kans.

Weil ein Verlangen geäußert wurde, daß ich über meine Californiareise berichten möchte, so will ich versuchen, einen Bericht zu schreiben.

Donnerstag, den 29. August 1912 verließ ich mein Heim, 11:35 morgens bestieg ich in Durham, Kans., den Zug der C. R. I. und P. Bahn. Beim Umsteigen in Herington mußte ich bis 4:30 warten, erreichte McFarland, Kans. um 7 Uhr, wechselte den Zug gegen Mitternacht, erreichte Colorado Springs, Col., den 30. August abends. Hier mußte ich wieder ziemlich warten auf den Zug der R. u. R. G. Bahn, erreichte Ogden, Utah, den 1. September 1 Uhr morgens. Im nordwestlichen Kansas und Colorado waren die Leute am Ernten. Einige Weizen- und Haferfelder waren noch grün. Also 500 bis 600 Meilen machen einen großen Unterschied, denn bei uns beginnt die Ernte schon ausgangs Juni. Acht Uhr morgens bestieg ich den Zug der S. P. Bahn, und von Ogden gings erstlich durch den 35 Meilen „Saltlake“, dann durch hohe Gebirgsketten und Schluchten, durch die Wüsteneien dem fernen Westen zu.

Um die Mittagszeit sind wir schon im Staate Nevada, die Landschaft ist öde, ohne Wasser und Grün, nur kahle Berge und Niederungen zu beiden Seiten, nicht einmal Vögel noch Hasen sind zu sehen. Im Waggon ist alles ruhig. In meiner Nähe sitzen 10 junge Burschen in Soldatenuniform, klein von Person, mit kurzen, breiten Angesichtern, den Chinesen ähnlich. Sie waren von der „Navy“ — Kriegsflotte — entlassen worden und gingen nun ihrer Heimat, den Philippinen - Inseln zu.

Unweit sitzen zwei deutsche Familien, ihr Ziel ist San Francisco, Cal. Neben ihnen sitzt ein junger Mann, ungefähr 25 Jahre alt. Sein Benehmen war mir auffallend; aus seinen Gesichtszügen wollte ich einen Deutschen lesen. Um ein Weilchen setzt er sich um Erlaubnis fragend, neben mich. Ich sprach ihn deutsch an, er sah mich lächelnd an, ohne ein Wort zu sagen; ich fragte, ob er nicht deutsch verstehe. Er sagte: „No german with me.“ Bald bekannte er, wie ein frecher Sünder er gewesen sei und nicht an Gott geglaubt hätte; aber durch einen Evangelisten und der Barmherzigkeit Gottes sei er zur Erkenntnis der Wahrheit Gottes gekommen, habe seinen Heiland gefunden und durch Buße und Vergebung sei er nun ein neuer Mensch geworden. Es entspann sich zwischen uns ein interessantes religiöses Gespräch. Sein Testament hatte er bei sich und wußte über allem evangelischen Bescheid zu geben; er glaubte, die allerkleinste Sünde verhindere den Eingang zur ewigen Ruhe und ihn jammere die verlorene Menschheit. Weiter sagte er: Meine einzige Freude und mein Vergnügen in dieser Wüste bei der Eisenbahnfahrt ist, morgens 5 Uhr aufstehen, ein Stück im Testament zu lesen und im Gebet vor meinem Gott, den ich als Retter durch Gott und seinen Heiligen Geist gefunden, zu kommen. Bei einer Station kaufte er etwas Imbiß, kam wieder und sagte zu mir: Ich will dort auf dem vorderen Sitze den hungrigen Mann speisen, der nichts hat und am Darben ist. Demnächst wollte ich seinen Namen und Adresse erkundigen, aber unvermutet war sein Ziel erreicht, wo er arbeiten sollte, und er verschwand meinen Blicken. Ich werde ihn sobald nicht vergessen, dem Leibe nach fremd aber dem Geiste nach bekannt.

In der nevadaschen Wüstenei ein echter Christ? und doch erzählt er unter Tränen seine neukreatürliche Erfahrungen, wie man der Natur entgehen muß, usw. Lieber Mitwandrer, stellen wir auch das Licht des Evangeliums Jesu Christi so durch die neue Kreatur auf in öden und dürren Landschaften nach dem Geist?

Nun mehr kommen wir dem gelobten Lande California immer näher, nach Mitternacht erreichten wir die Grenze, und bei Tagesanbruch sind wir weit in California. Die Sonne geht auf und beleuchtet die mit immergrünen Gehölz bewachsenen dunklen Berge Californias; aber wieder wird's finster, dann und wann blitzt das Licht des Tages auf, denn die fast unendlichen Schneeschuppen und bisweilen Tunnels unterbrechen bekanntlich das Tageslicht. Um die Mittagszeit liegt das schöne Sacramento-Tal Californias vor uns, die schwarzen Berge bleiben weit hinter uns. 1 Uhr nachmittags, den 2. September ist die Großstadt Sacramento, Calif., erreicht. Gleich erkundigte ich mich nach 2625 K. Str. um Freund und Landagent D. B. Ratzlaff, der mich neulich in Kansas besuchte, aufzusuchen. Durch die Straßen dorthin bekam ich schon einen Eindruck von der schönen Stadt mit den grünen Parks usw. Mr. Ratzlaff empfahl mir das „Hotel Clayton“ $1.00 Haus ohne Beköstigung. Hatte ein schön ausgestattetes Schlafzimmer samt Zubehör, fühlte mich einigermaßen heimisch u. durfte schön ruhen. In diesem Zimmer schlief ich zwei Nächte für $1.50, denn Fr. Ratzlaff handelte mit dem Wirt 50 Cents ab mir zu Gunsten. In diesem Hotel weilten zwei reiche Oklahoma - Männer. Diese gaben vor, 1800 Acker Land kaufen zu wollen 2 oder 3 Meilen östlich von der Stadt. Mit diesen und mir fuhr Ratzlaff samt seinem Partner per Auto und zeigten uns die Herrlichkeiten Sacramentos und das umgebende unbesiedelte Land, für $200 per Acre, 80 Acrestück oder größer für $150 per Acre. Der Boden hier ist fest und rötlich mit tiefem Untergrund. Die Gegend hier mit ihren großen Eichen- und Baumgärten (Soll wohl heißen: Obstgärten. Ed.) hat eine schöne Ansicht. Die Feldfrüchte sind: Weizen, Gerste, Hafer, Hopfen und Baum- und Weingärten. Es hat hier auch einige neue Ansiedler, u. a. der Schwiegervater des D. B. Ratzlaff, John Unruh von Oklahoma, und ein Sohn des H. B. Nachtigall, McPherson Co., Kans. Ihnen gefällt es dort. Einen traf ich, dem es gar nicht gefällt. — Während meines zweitägigen Aufenthalts hier wurde mit dem Auto, womit wir herumfuhren, in der Stadt ein Mann totgefahren.

Den 4. September 10 Uhr vormittag verließ ich Sacramento, mußte in Tracy umsteigen, kam nach vier Uhr nachmittag in Atwater, Calif., an. Mein Bruder B. T. Köhn erwartete mich dort, hätten uns bald nicht gekannt. Er nahm mich zu seinem Heim bei Winton, zwei Meilen nördlich von Atwater. Das war ein fröhliches Wiedersehen nach 7jähriger Trennung. Hier bei Winton weilte ich im Geschwisterkreise 9 Tage. Natürlich wurde ein manches gesprochen, von der Vergangenheit und Gegenwart. Auch gesungen und gebetet, weil Gott ein Wiedersehen verliehen. Die Landschaft bei Winton, Calif., wurde mir gezeigt, welche mit ihrem teilweisen Grün schön liegt. Die Gebirge im Osten und Westen sehen als ob schwarzes Gewölk am Aufsteigen sei. Das Klima ist gut. Die Leute hier sind mit wenigen Ausnahmen gut zufrieden und glauben einer guten Zukunft entgegenzuschreiten; ich weiß noch nichts dagegen einzuwenden. Ich unterstehe mich nicht zu behaupten, die Gegend mit ihren Verhältnissen hinsichtlich der Farmerei, usw. richtig beurteilen zu können, sondern überlasse es andern, die mehr Erfahrung haben. Ein Kansasser, der über 30 Jahre im schönen Heim gewohnt, nach seiner Meinung, wo die Farmerei ganz anderer Art ist, wo die Felder von oben bewässert werden, kann nach meiner Ansicht California nicht richtig beurteilen, bei einem bloßen Besuch, weil er zu sehr geneigt ist, alles mit dem Maßstabe des Ostens zu messen, und dann kurzfällt. Die Zeit bringts an den Tag, was jede Gegend ist. Süßkartoffeln, Alfalfa und Molkerei soll bei Winton am besten bezahlen, d. h. wer erst eingerichtet ist.

In der Zwischenzeit fuhr Br. B. T. Köhn und ich per S. P. Bahn nach Fairmead, und man zeigte uns die Landschaft dort, welche auch schön aussieht. Anstatt Kanäle müssen sie dort Brunnen zur Bewässerung machen. Das Land ist nicht so sandig. Die Gegend sieht mit ihren Weizenfeldern noch neuer aus als bei Atwater und Winton.

Nun, die Zeit eilt, muß wieder Winton, Calif., und die lieben Geschwister alle, mit denen ich mich kurze Zeit unterhalten, verlassen. Noch ein „Dankeschön“ für die freundliche Aufnahme, allen wo ich eingekehrt.

Freitag, den 13. September nachmittag hielten wir im Hause der Geschwister J. B. Ratzlaff Abschiedsfest mit Gesang und Gebet. Gott mit euch, bis wir uns wiedersehen! Bestieg 4 Uhr abend die S. P. Bahn. Mein Bruder A. T. Köhn und mein Neffe J. B. Köhn begleiteten mich bis Reedley, Calif. Wir blieben dort im Hotel über Nacht. Morgens suchten wir uns Freund M. B. Fast auf. Er empfing uns freundlich und führte uns zu seinem Hause, wo uns auch seine Frau und Tochter begrüßten. Nach kurzer Unterhaltung ging er

mit uns in die Stadt und redete den Landagenten McClanahan an, uns über Land zu fahren. Das Auto war bald zur Stelle und wir stiegen ein. Einiges Land wurde uns gezeigt, von $100 bis $350 per Acre. Die deutsche Ansiedlung bei Reedley sieht mit seinem Grün und Obstgärten anziehend schön aus und zeugt von Fortschritt. Unser Begleiter, M. B. Fast, zeigte uns nahe der Stadt seine zehn Acres Alfalfa, welche ihm, wie er sagte, dies Jahr schon $553 eingebracht hatten. Auch zeigte er uns eines gewissen Wagners Farm, wenn ich nicht irre. Diesen Wagner begegnete ich auf dem Zuge. Er reiste mit Agt. Julius Siemens nach Washington, um sich dort die Siemensfarm einzutauschen. Mr. Wagner sagte mir, er wolle wieder zurück nach Washington mit seiner Familie; die zwei Jahre, die sie in California gewohnt, haben sie sehr an Gewicht abgenommen, und sehen wie Schwindsüchtige aus. Weiter sagte er, wenn einer mit Gold nach California kommt, der kann sein Leben schon machen; aber ein unbemittelter Mann kanns absolut nicht tun. Wagner sprach deutsch.

Um die Mittagszeit kamen wir wieder in die Stadt Reedley und unser Begleiter lud uns zu Mittag ein. Frau Fast bediente uns als Gäste mit einem guten Mittagsmahl. Nach dem Essen unterhielten wir uns im kühlen Schatten eines Schirmbaumes auf dem Hof, und wurde einmal eine kaltgehaltene Wassermelone aufgetragen. Um fünf Uhr abends verabschiedeten sich meine Begleiter A. J. K. und J. B. K. und fuhren per Bahn ihrer Heimat Winton, Calif., zu. Während wir in der Stadt waren, lud mich Freund Fast sehr freundlich ein, bei ihnen übernacht und über Sonntag zu bleiben, um zu sehen, wie groß die deutsche Versammlung bei Reedley sei. Dieses hätte ich tun sollen, doch blieb ich halb entschlossen in der Stadt, um auf den 7 Uhr Zug zu warten. Ich danke nachträglich für die freundliche Aufnahme im Hause des alten Editors der Mennonitischen Rundschau; wenn ihr mal nach Durham, Kans., kommt, bitte, kehrt bei uns ein!

Um 7 Uhr abends verließ ich per S. P. Bahn Reedley, kam über Fresno den 15. September morgens 8 Uhr in Los Angeles an, wählte mir das „Golden State Hotel" zum Quartier, blieb drei Tage und zwei Nächte, bezahlte 50 Cents per Nacht ohne Beköstigung.

Weil mein Ticket Los Angeles als Reiseziel hatte, so wollte ich einige Sehenswürdigkeiten dieser schönen Großstadt und Umgebung sehen, vorzüglich das große Weltmeer. Ich fuhr per Street Car zur „Pacific Electric Railway Station," und nahm von hier eine Fahrt nach Long Beach am Ozean. Sahe die Scharen Menschen am Baden an dem zubereiteten Gestade. Hier führt eine große, lange Brücke auf das Meer; am äußersten Ende ist ein großes Gebäude als Station, von hier ging jede 20 Minuten ein Dampfer ab nach San Pedro; auch ich nahm diese zweistündige Fahrt, um mir meine 21-tägige beschwerliche Seereise von Rußland nach Amerika im Dezember 1874 ins Gedächtnis zu rufen. Die Schiffe, Boote, Seevögel und die brausenden Wogen auf dem blauen Meer trugen sehr zur Erinnerung bei. Long Beach ist ungefähr 30 Meilen südwestlich von Los Angeles.

Es stimmt einem zu Dank gegen den Höchsten für seine gnädige Erhaltung durch die Wellen dieser Welt bis hierher; der treue Führer helfe weiter bis zum seligen Friedenshafen der ewigen Ruhe, wo die Wogen dieser Welt nicht brausen.

Des andern Tages machte ich eine „elektrische" Fahrt durchs herrliche Soldatenheim Santa Monica, Ozean Park und andere schöne Städte am Pacificmeer.

Im Museum in Ozean Park sind Weltwunder zu sehen. Die $20,000 Meerwunderanstalt weist alles lebendig auf, allerhand Fische usw. Eine andere Anstalt stellt allerlei Vögel und Tiere in leblosem Zustande zur Schau, gruppenweise, in gemischten Gattungen in verschiedenen Departments. Unter anderem eine ausgestopfte natürlich Kuhgestalt, die in Missouri erzogen und lebendig 4300 Pf. gewogen. Eine Leiche im Sarg sollte 3000 Jahre alt sein, usw.

Am Pacific Ocean, überhaupt in Ocean Park, wo die Millionäre wohnen, hat die Welt allerart prachtvolle Anstalten, wo die Naturmenschen sich lustig ergehen. Mich lockte es nicht an denn „die Lust der Welt vergeht."

Den 17. September 9 Uhr morgens wollte ich Los Angeles verlassen und über El Paso die Heimreise antreten, fand aber, daß mein Ticket nicht demgemäß ausgestellt war, sondern mußte über San Francisco und Ogden heimreisen. So blieb ich bis 7 Uhr abends. Hatte noch mehr Gelegenheit, Umschau zu halten. Ueberhaupt abends funkelt und blitzt alles in den schönen hellen Straßen mit Scharen schön gekleideter Menschen, elektrischen Cars, Autos und andrem Gewimmel.

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Staub und Asche werden,
Und währet in die Länge nicht."

Schluß folgt.

Der Mensch, der alles besser weiß, hat am meisten zu lernen.

Helden der Arbeit.

Zwar ist es schon einige Monate her, seit es passierte, aber ich muß wieder daran denken.

Ich arbeitete damals an einer Arbeiterstatistik. Ein Schlosser, der in meiner Wohnung etwas auszubessern hatte und mit dem ich darüber sprach, bot mir ein Buch dazu an, da er meinte, daß ich es dabei gut gebrauchen könne. Er tat das mit jener Freude der Menschen, die gerne andern helfen, und ich weiß, diese Freude ist eine der vornehmsten; ich wollte sie ihm nicht versagen, und ging eines Abends hinaus vor die Stadt, um seine Wohnung aufzusuchen und das Buch zu holen.

Ein neues großes Haus, die Wohnung im Erdgeschoß. Ich läutete.

Eine Kinderstimme fragt hinter der Tür, „Wer ist draußen?"

Ich nenne meinen Namen. Es wird aufgemacht und ich stehe einem elfjähriger Mädchen gegenüber.

„Ist dein Vater da?"

„Er muß jeden Augenblick kommen. Wollen Sie nicht warten?"

Das wollte ich, und wurde in einen Raum geführt, der Küche, Speisezimmer und Wohnraum zugleich. In diesem Raume befanden sich acht Kinder — alles Brüder und Schwestern und die elfjährige die Aelteste.

„Wo ist die Mutter "

„Sie kommt auch gleich."

Ich nahm Platz.

Die Kinder waren zuerst etwas verschüchtert, kamen aber bald in das gewohnte Fahrwasser. Es wurde immer lebendiger um mich und ich langweilte mich nicht.

Was mir ganz seltsam vorkam, war, daß so viele kleine Kinder beisammen sein können, ohne eigentlich beaufsichtigt zu werden: nur das allerkleinste — es konnte gerade so auf dem Boden hinrutschen — wurde von Zeit zu Zeit von den andern aufgenommen.

Wie oft ist schon ein einziges Kind eine Last, zwei eine Plage, und hier waren es acht, und ich hatte nicht einen Augenblick das Gefühl, daß eines zu viel sei.

Während ich mich noch über diese Erkenntnis wunderte und freute.

Es war eine Frau, die allerdings mit ihrer äußeren Erscheinung in keiner Weise vorteilhaft hervorstach, ich muß sogar zu meiner Beschämung gestehen, daß ich sie, wenn ich sie draußen auf der Straße getroffen hätte, wahrscheinlich nicht nur nicht beachtet, sondern sie vielleicht „genichtachtet" hätte. Hier drinnen freilich vergaß ich das sofort.

Sie sprach freundlich zu den Kindern und zu mir und erzählte, sie habe eben Zeitungen ausgetragen, trage jeden Nachmittag und jeden Vormittag Zeitungen aus. Nur in der Frühe und am Mittag brächte sie je eine Stunde zuhause zu. Sie sagte das als eine Art Entschuldigung dafür, daß bei ihr nicht alles so in Ordnung sein konnte wie anderswo.

Ich fand die Entschuldigung überflüssig. „Nun werden Sie aber müde sein," sagte ich.

„Ganz vergnügt gab sie zur Antwort: „Dazu habe ich keine Zeit. Ich mache den Kleinen die Kleider selber und da gibt es immer allerlei zu tun. Aber jetzt muß das alles erst zu essen haben."

In der Wärmeröhre stand noch etwas vom Mittag. Zu dem hatte die Mutter ein neues Brot mitgebracht. Das alles wurde geteilt und mit Befriedigung in Empfang genommen. Nur ein kleiner runder Bengel beschwerte sich, denn ihm war sein ihm zugewiesenes Stück nicht groß genug. Da gab es ein recht deutliches Wort. Der Kleine verkroch sich unter die Menge und hatte sonst keine besonderen Wünsche mehr.

Beim Zusehen bekam ich so nach und nach immer eine größere Achtung vor dieser Frau. „Ich verstehe nicht, wie sie das alles so im Gang halten können und dann nebenher noch Zeit finden, Zeitungen auszutragen," sagte ich.

Sie meinte lächelnd: „Es sieht alles immer schlimmer aus, als es ist. Ich bin nur froh, wenn immer alle gesund. Zeitungen austragen tu' ich nicht ungern. Und es muß ja auch sein. Mein Mann verdient ja einen ganz guten Lohn, aber die da kostet auch etwas."

Ich hielt es für angebracht, eine kleine Tröstung anzubringen. „Die Kinder helfen dann auch einmal gehörig mit."

Die Anspielung gefiel ihr nicht. „Die sollen erst einmal etwas Ordentliches lernen. Ich will einmal meine Freude an ihnen haben."

Sie wandte sich nun den kleinen Einzelheiten ihrer Kinder zu, und es wurde da und dort ein Schürzenband oder ein Hosenboden der näheren Betrachtung unterzogen.

Währenddem spann ich meine stillen Gedanken so ein klein bischen in die Länge und Breite. „Sieh da," dachte ich mir „wie diese einfache Frau doch so nebenher eine ganze Anzahl der schwierigsten Spezialfragen löst! So die Dienstmädchenfrage, die Frage: Wie viele Kinder darf man haben? Auch die Frage: Wieviel Einkommen muß der Bräutigam unserer Tochter haben, bis er eine Familie ernähren kann? Und dann noch zwei Dutzend Erziehungsprobleme und das eigentlich nur so im Dahinleben, in einfacher Erfüllung der willig übernommenen Pflichten.

Auf einmal fiel mir ein, wieviel Tinte über diese Fragen schon verschrieben sein mochte, und ich glaube, nicht einer der gelehrtesten Schriftsteller hat das alles so überzeugend und gut beantwortet wie diese einfache Arbeiterfrau.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich aufgerüttelt als der Mann kam. Ich empfing mein Buch und ging bald darauf heimwärts.

Ehe ich um die Straßenecke bog, schaut ich noch einmal nach den Fenstern, hinter denen ein schwaches Licht, kaum sichtbar, hinter den dünnen Vorhängen brannte.

Ich muß noch einmal das Geschehene an mir vorübergehen lassen.

„Waren das nicht Leute, die man sonst übersieht?" So fragte eine Stimme in mir.

Und eine andere antwortete: Helden sind es!"

Mit gesenktem Kopfe ging ich der Stadt zu.—H. u. Bauernfr.

Krieg und Unruhe.

In Mexico ziehen die Regierungstruppen den Rebellen nach, um sie zu verjagen und unschädlich zu machen, wenn sie selbst nicht gerade von den Rebellen geschlagen und verfolgt werden. In letzter Zeit wurden Truppen zu dem Zweck abgesandt, die vielen kleinen Banden der Rebellen, die immer noch hie und da auftauchen, aus Sonora zu vertreiben. Aus dem südlichen Teile Sonoras kommen Nachrichten von einer Empörung der Jaqui - Indianer. Etwa 1000Mann derselben sollen aus ihren Wohnungen aufgebrochen und auf Raub und Mord ausgezogen sein.

In der Nähe von Oaraca ist die Bevölkerung in die größte Angst versetzt durch die Nachricht, daß die Indianer das Wasser vergiften. Zu demselben schrecklichen Mittel sollen auch die Rebellen gegriffen haben. Im Irtlan-Distrikt in der Natividamini hatten sie Strichnin verlangt, um das Trinkwasser der Gegenden, welche sie noch nicht in Händen haben, zu vergiften. Als sie sahen, daß kein Strichnin aufzutreiben war, und einer den Vorschlag machte, Cyanid, das viel besser sei, zu nehmen, fand der Rat allgemein Beifall und die Rebellen zogen mit 200 Pfund des gefährlichen Giftes ab. Als von ihnen der Versuch gemacht wurde, bei den Quellen, die zum großen Teil die Stadt Oaraca speisen, ihren verbrecherischen Plan auszuführen, wurden sie von den Regierungstruppen mit einem Verlust von 11 Toten vertrieben.

In Nikaragua in Mittelamerika herrscht seit einiger Zeit ebenfalls wilde Revolution. Da sich dort Angehörige der Vereinigten Staaten befinden, und unsere Regierung die Nachricht erhielt, daß diese in großer Gefahr seien, hat sie zum Schutz derselben Militär dorthin gesandt. Bei dieser Schutzarbeit ist es nun soweit gekommen, daß die Vereinigte Staaten einige Marinesoldaten und Matrosen in einem Gefecht verloren haben. Trotzdem aber heißt es, daß die Vereinigten Staaten mit Nikaragua auf bestem Freundesfuß stehen. Das ist mehr als nur eine Alltagsfreundschaft.

Daß Italien und die Türkei einen Krieg mit einander haben, waren wir schon so gewöhnt zu hören, daß wir es fast schon vergessen hatten. Die kleinen Balkanstaaten Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro haben sich's aber gemerkt, daß die Türkei ihre Hände anderweitig beschäftigt hatte, und wähnten, daß dies für die Ausführung ihrer Pläne ein passender Augenblick sei. In aller Eile haben sie sich mit einander verbunden und sich gegen die Türkei gerüstet. Die letztere hat denn auch nicht auf sich warten lassen und es haben auf der Grenze bereits kleine Gefechte stattgefunden. Um sich freie Hand zu machen, heißt es, hat Türkei jetzt mit Italien Frieden gemacht. Da treibt eben ein Keil den andern. Der Krieg mit den Balkanstaaten wollen die europäischen Mächte durchaus aufhalten, ob es aber ohne einen neuen Keil zustande kommen wird, bleibt abzuwarten. Ständen sich die europäischen Mächte nicht wie Hund und Katze gegenüber so würden sie vielleicht mit ihren Bemühungen um die Türkei und ihre Gegner mehr Erfolg haben.

Eine ernste Frage.

Der Kapitän eines Ozeandampfers sah, als sein Schiff eilend durch die Wellen strich, in der Ferne ein Notsignal. Das Fernrohr wurde sofort nach dieser Stelle gerichtet, und man sah einen Mann auf einem Wrack in den Wellen treiben. Um dem Mann zu Hilfe zu eilen, hätte das Schiff anhalten und seinen Kurs rückwärts nehmen müssen. Der Kapitän überlegte: „Nein," sagte er, „diesen Mann wird ein anderes Schiff schon aufnehmen." Er dampfte weiter, war zu rechter Zeit im Hafen und wurde gelobt wegen seiner raschen Fahrt. Aber er konnte den Gedanken an den armen, schiffbrüchigen Mann nicht los werden. Der Anblick durchs Glas verfolgte ihn Tag und Nacht, immer sah er ihn auf dem Wrack im wilden Meer, dem Verderben preisgegeben. — Während wir so im Sturm der Zeit dahin eilen, ein Tag immer geschäftiger als der andere uns jagt, achten wir da wohl auf die Notsignale auf des Lebens breiter See? Unterbrechen wir unsere Beschäftigungen, verzichten wir auf Vergnügungen, Gemächlichkeit und kleinliche, ehrgeizige Wünsche, um solchen Seelen zu Hilfe zu eilen, die dem Verderben entgegen gehen und in Not und Sorge sind? Oder gehen wir unseres Weges und sagen, wir hätten keine Zeit für solche Dinge, keine Zeit, die Brüder zu retten, keine Zeit, Gefallene aufzurichten und Tränen zu trocknen? Wenn wir uns nicht kümmern um die Not um uns herum, wird dann nicht dereinst unser größter Schmerz die Erinnerung an unbeachtete Hilferufe sein? Werden nicht Bilder von Menschen, die uns anriefen, und die wir den wilden Wogen des Verderbens überließen, vor uns auftauchen und uns ewig verfolgen?

Vom Krieg.

London, den 13. Oktober. Der Krieg im Balkan ist nun höchstens noch eine Frage weniger Tage. Die Antworten der Balkanstaaten auf die Kollektivnote der Mächte ist nun im Grunde eine Zurückweisung der angebotenen Intervention. Diese Antwort wird morgen den verschiedenen Regierungen unterbreitet werden. Gleichzeitig werden an die Türkei Noten abgehen, die einem Ultimatum gleichkommen und in denen für die mazedonischen Provinzen Selbstherrschaft gefordert wird.

Nach zuverlässigen Depeschen aus Rom stellen die verbündeten Balkanstaaten Forderungen, die von der Pforte kaum angenommen werden können. Hiernach sollen die versprochenen Reformen in den Balkanstaaten unter der Aufsicht der europäischen Mächte vollzogen werden.

Konstantinopel, den 13. Okt.

Die türkische Regierung geht in einer Weise gegen die Verbündeten der Balkanstaaten vor, aus der zur Genüge hervorgeht, daß sich die Türkei nicht einschüchtern läßt. Die Beschlagnahme eines griechischen Schiffes, einer Menge serbischer Munition, und mehrerer bulgarischer Eisenbahnwagen, sehen kriegerischen Handlungen gleich. Etwa 100 griechische und bulgarische Patrioten sind in Konstantinopel einer Behandlung unterzogen worden, die darauf berechnet zu sein scheint, Feindseligkeiten herbeizuführen. Bei den Türken sollen natürlich die finanziellen Rücksichten stark ins Gewicht kommen; deshalb sehen sich hunderte von Griechen, die in ihre Heimat zurückkehren wollen, genötigt, ihre Steuern bis Ende des Jahres zu entrichten, ehe sie sich einschiffen dürfen. Sogar die Mannschaften der beschlagnahmten griechischen Schiffe sind vor den Behörden geladen und gezwungen worden, Jahressteuer zu zahlen, als ob sie türkische Untertanen wären. Viele Griechen sind unter der Anklage verhaftet worden, desertierende Reservisten zu sein, und konnten dann nur durch Zahlung der militärischen Ausnahmesteuer ihre Freiheit erlangen. Viele Griechen besitzen übrigens sowohl türkische wie griechische Bürgerpapiere, was den Türken willkommenen Anlaß zu ihrer Festnahme gewährt.

Die Regierung will nämlich sämtlichen Bulgaren und Griechen ausweisen, so wie der Krieg erklärt ist. Es sind zu diesem Zwecke mehrere Dampfer in Bereitschaft, die von den Türken beschlagnahmt wurden. Wegen der Ladungen dieser Dampfer, die unter griechischer Flagge ausländischen Häfen angehören, dürfte es noch Unannehmlichkeiten absetzen.

Die Regierung beschlagnahmt die in Besitz sämtlicher Ausländer befindlichen Pferde, ausgenommen derer der diplomatischen Vertreter. Die verschiedenen Botschafter und Gesandten haben die Hohe Pforte bereits in Kenntnis gesetzt, daß hierfür Entschädigungen verlangt werden würden. Eine Anzahl türkischer Frauen gehen nach der Front ab, um den Verwundeten zu dienen. —Ills. Stztg.

Athen, 13. Oktober.

Die Mobilmachung der griechischen Armee geht rüstig von statten. Schon jetzt stehen 125,000 Mann in Waffen und es treffen täglich von allen Enden der Erde Griechen ein, die in den Kampf treten wollen. Von Amerika ist bereits ein bedeutendes Kontingent angekommen. Man glaubt, mit den Rekruten im Ganzen etwa 170,000 ins Feld stellen zu können.

Durch die Reorganisation des Heeres, die sich im Laufe der letzten Jahre vollzog, ist die ganze Armee bekleidet und mit modernen Waffen ausgerüstet. Sämtliche Infanterieregimenter verfügen über Maschinengewehre. Die Beförderung der Truppen zu Wasser und zu Lande läßt nichts zu wünschen übrig.

Sofia, den 13. Oktober.

Die Antwort Bulgariens auf die russisch-österreichische Note wurde heute den diplomatischen Vertreter zugestellt. Diese Note und eine weitere an die Türkei gerichtete sind sehr mäßig gehalten. Die bulgarische Regierung erklärt, daß sie nichts zu tun beabsichtigt, wodurch die gegenwärtige Lage sich noch kritischer gestaltet, und wünscht, daß jeder Weg offen bleiben möge, auf dem der Frieden erhalten werden könne.

Podgoritza, 13. Oktober.

Die nördliche unter General Vukotitsch stehende, montenegrinische Armee, die unlängst bei Kanjak, Novizarar, über die Grenze ging, hat während der letzten Nacht Byelopolyo, eine der bedeutendsten Ortschaften der Provinz, eingenommen und festen Fuß gefaßt. Der Einnahme ging erbitterter Kampf voraus. Ueber die beiderseitigen Verluste sind bisher noch keine Nachrichten eingelaufen.

Die serbigen Bewohner von Byelopolye bewillkommneten die Montenegrinar als Befreier vom türkischen Joche. Es wurde in der Kirche ein Gottesdienst veranstaltet und für den König von Montenegro wurden besondere Gebete an die Gottheit gerichtet.

Künstliche Milch.

New York, 12. Oktober.

Die neueste bedeutsame Errungenschaft auf dem Gebiete der organischen Chemie ist die Darstellung künstlicher Milch. Das Verdienst, das schwierige Problem gelöst zu haben, gebührt einem deutschen Chemiker in Frankfurt am Main. Die synthetische Milch unterscheidet sich hinsichtlich Färbung und Bestandteile nicht von der natürlichen und ist gänzlich keimfrei.

Neid ist dem Menschen natürlich, dennoch ist er ein Laster und ein Unglück zugleich.

Ein hübsches Sümmchen.

Albany, N. Y., 11. Oktober.

Staatskomptroller Sohmer erhielt heute einen Check über $3,150,000 welcher Betrag der Nachlaßsteuer des verstorbenen Multimillionärs John Jacob Astor darstellt. Die Erben sparen $155,000 dadurch daß sie den Check schon jetzt einsandten.

Amerikaner bedroht.

El Paso, 11. Oktober

Die mexikanischen Rebellen haben heute an sämtliche amerikanische Eisenbahnbedienstete die Warnung erlassen, sich nicht an dem Eisenbahnbetrieb zu beteiligen. Wer nach dem 15. Oktober in gewissen Teilen Mexicos dem Befehl zuwiderhandle, werde ohne Gnade niedergemacht.

Wenn der Tag nicht hell ist, sei du heiter! Sonn' und froher Sinn sind Gottes - Streiter!

Prämienliste für Amerika.

Prämie Nr. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und Familienkalender.

Prämie Nr. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau u. Christl. Jugendfr.

Prämie Nr. 3 — für $1.30 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.

Prämie Nr. 4 — für $2.00 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin

Prämie Nr. 5 — für $2.25 bar, die Rundschau, das Evangelische Magazin und den Jugendfreund.

Prämie Nr. 6 — für $2.30 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

Wer nun, nachdem er eine der obigen Prämien gewählt hat, noch eine zweite wünscht, der wähle sich noch eine der untenstehenden drei Nummern: Nr. 7, 8 und 9, gebe auf dem Bestellzettel die gewünschten Nummern und füge dem Betrage für die erste Prämie noch den Betrag der zweiten hinzu.

Prämie Nr. 7 — Ein Aluminiumsatz, bestehend aus drei Stücken: Je ein Gefäß für Salz, Pfeffer und Zahnstocher. Ganz aus Aluminium gefertigt, mit Bleigefülltem Boden, der das Umfallen verhindert $ .25

Prämie Nr. 8 — Tafels engl.-deutsch. und deutsch-engl. Wörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache beider Sprachen, 876 Seiten; in Leinwand geb. Größe 4 einhalb bei 6 Zoll. Preis sonst 90 Cents, als Prämie $ .75

Prämie Nr. 9 — Ein Buch, die Geschichte der Mennoniten $1.00

Dies Buch ist in unserer Anzeige in dieser Nummer näher beschrieben.

Für Leser in Canada.

Diese letzten drei Pämien werden von der canadischen Regierung mit Zoll belegt.

Man benutze den Bestellzettel und gebe die richtige Nummer der gewünschten Prämie an. Bitte, den Namen gerade so zu schreiben, als er auf der Rundschau steht. Und wenn Aenderungen gewünscht werden, dann gebe man jedesmal die alte Adresse auch an.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $--------- für Mennonitische Rundschau und Prämie-Nr. ------

(Sowie auf Rundschau.)

Name ------------------------

Route ---- **Staat -------------**

Postamt ------------------------